Der Mann da!

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritter Theil.

Neuer Abdruck.

Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1854.

Erstes Kapitel.

Mathilde bei Carlesia.

Man schläft schlecht, wenn man eifersüchtig ist; es ist dies eine Leidenschaft, welche die Nerven angreift, das Blut in Wallung und den Geist beständig in Spannung erhält. Man sollte die Eifersucht den trägen, phlegmatischen und zum Fettwerden geneigten Leuten als Heilmittel verordnen. Aber es ist merkwürdig, daß derlei Personen auch nie die leiseste Berührung dieser Leidenschaft empfinden.

Mathilde hatte die Nacht zugebracht eine Beute der Unruhe, des Argwohns und aller jener Qualen, welche die Eifersucht im Gefolge führt, ungeachtet sie bis jetzt noch keinen Grund zu ihren Befürchtungen hatte. Allein die Ungewißheit ist oft noch peinlicher als die wahre Kenntniß eines Unglücks. Sie konnte es kaum erwarten, zu Carlesia zu gehen, sie wieder zu sehen und nach Bequemlichkeit auszufragen; sie hoffte, wenn sie sich allein mit ihrer Freundin fände, würde sie ihr alle ihre Geheimnisse anvertrauen und sie besonders in alles Das, was ihre Verbindung mit Adhemar betraf, einweihen.

Mathilde war zeitig aufgestanden und kleidete sich bereits zum Ausgehen an, obschon es noch nicht Zeit dazu war. Jeden Augenblick schaute sie nach der Uhr und sagte: „Noch nicht Mittag! Diese Stunde will heute gar nicht kommen."

Endlich ging sie noch eine Viertelstunde vor Mittag fort, nahm ein Gefährt und ließ sich zu Madame Valmiran führen.

Carlesia bewohnte ein Zimmer hinten in einem

Hofe eines schönen Hauses der grünen Straße im Faubourg Saint-Honoré. Wer dort wohnt, sehnt sich augenscheinlich nach Ruhe und Einsamkeit. Mathilde dachte mit Freuden daran, daß dies nicht das Stadtviertel Adhemars sei.

Frau Valmiran war allein in ihrem Boudoir; sie hatte ein kleines Käſtchen vor sich, in welchem sie Briefe und Papiere zu verwahren pflegte. Als man ihr Mathilde ansagte, verschloß sie eilig einen Brief darin, den sie so eben gelesen hatte, und ging dann ihrer Freundin entgegen. Sind diese beiden Frauen, welche sich den Tag vorher die Beweise einer so wahren und wechselseitigen Zuneigung gegeben, wohl immer noch Freundinnen? Man könnte daran zweifeln, wenn man sie jetzt bei einander sieht.

Das Lächeln Mathildens war erzwungen. In den Blicken, die sie auf Carlesia heftete, sprach sich das Verlangen aus, in der Tiefe ihrer Seele zu lesen, ein Verlangen, das man nicht von ihrem Wohlwollen gegen sie herleiten konnte; ihre Stimme sogar hatte einen andern Ton: sie war trocken, abgebrochen, sie verrieth eine Bewegung, ein Zittern, das sie vergebens zu verstecken suchte.

Carlesia zeigte sich ruhig, aber kalt in der Art und Weise, mit der sie Mathilde bewillkommte. Es war mehr Verlegenheit, mehr Zwang als Freundschaft, und so oft dieses Gefühl wie sonst wieder hervortreten wollte, war es, als ob schnell ein Gedanke dazwischen käme, wodurch es gehemmt und sich zu zeigen verhindert würde. Ein geringer Umstand reicht hin, diese süßen, in der Jugend ins Leben getretenen Freundschaftsgefühle, die man bis an das Ende des Lebens bewahren zu können sich schmeichelt, zu zerstören. Der Blick eines Mannes bringt oft schnell zwei alte Freundinnen in Zerwürfniß. Das Lächeln einer Frau macht zwei Feinde aus Männern, die sich kaum vorher noch wie Brüder behandelt haben.

Allein die Männer versöhnen sich zuweilen wieder, während die Frauen einander niemals verzeihen. Daraus geht deutlich hervor, daß ihre Eigenliebe dabei ins Spiel kommt.

„Da bin ich," sagte Mathilde, sich setzend; „ich hatte Eile, Dich wieder zu sehen . . . hätte ich es wagen dürfen, ich wäre bälder gekommen. — Du hättest kommen sollen; wir lassen ja die Förmlichkeiten beiseite. — Allein man kann zuweilen Besuche haben und . . . — Wen meinst Du denn, daß ich auf Besuch haben könnte? Seit beinahe vier Jahren bin ich auf der Reise und habe keine . . . keine wahre Freundin als Dich. Alle meine andern Bekanntschaften, deren ich so viele haben sollte, sind mir aus dem Gedächtnisse entschwunden. Ich habe die Welt nie sehr geliebt, ich will Niemand bei mir sehen. — Niemand . . . als mich? — O, das brauche ich Dir nicht erst zu sagen. — Du wohnst in einem einsamen Viertel . . . wenigstens ist es die Straße . . . und hinten in einem Hofe. Dein Logis scheint mir sehr hübsch, aber es hat etwas Düsteres. — So gefällt es mir gerade! — So! . . ."

Mathilde stockte; sie brannte vor Verlangen, sich auszusprechen, und wußte doch nicht, wie sie das, was sie sagen wollte, anbringen sollte. Carlesia suchte nicht, ihr darauf zu helfen.

„Als Du gestern Morgen bei mir warest, Carlesia, wolltest Du mir eben Deinerseits alle Deine Abenteuer erzählen, Deine Bekümmernisse anvertrauen, denn Du hast, wie ich aus Allem schließen kann, schwere Leiden gehabt. Ein zu ungelegener Zeit gekommener Besuch hat Dich daran verhindert. Aber jetzt sind wir allein, wir werden nicht gestört werden. Du wirst jetzt reden, und ich höre Dir zu."

Die Stirne Carlesia's wurde düster und kummervoll; sie wandte ihre Blicke weg und antwortete nach einer ziemlich langen Pause: „Ich weiß wirklich nicht,

meine liebe Mathilde, warum Du Dir einbildest, ich solle Dir Geheimnisse zu vertrauen haben. Ich war lange Zeit auf Reisen, habe Italien, die Schweiz, die Alpen durchwandert; es ging mir auf diesen abenteuerlichen Fahrten wie allen Personen, die reisen... schlechte Herbergen, schlechte Straßen; gleichwohl habe ich nicht das kleinste Räuberabenteuer erlebt. Ich hatte oft nach Frankreich das Heimweh und war ziemlich lang in Neapel krank. Ich fand in andern Himmelsstrichen das Glück nicht, nach welchem ich mich sehnte, und von dem ich in Deiner Nähe so oft träumte: einen Mann, der mein Herz verstanden hätte, der meiner Liebe würdig gewesen wäre... nein, ich fand es nicht! Ich sehe nun, daß ich allen süßen Täuschungen meiner Jugend Lebewohl sagen muß, und dies ist vielleicht der Grund, warum Du mich so traurig und so verändert findest."

Während Carlesia also sprach, hatte sich die Stirne Mathildens ebenfalls umwölkt; sie antwortete ihr mit vorwurfsvollem Tone: „Gestern hatten Sie mir ein Geheimniß anzuvertrauen... ja, Sie verstanden sich aus freien Stücken dazu... und heute haben Sie mir nichts mehr zu sagen! Als ich Sie wieder sah, erzählte ich Ihnen Alles, was mir seit unserer Trennung begegnet ist. Ich habe Ihnen ein aufrichtiges Geständniß gethan... mein Vertrauen zu Ihnen war so groß, daß ich mich selbst der Furcht entschlug, vor Ihnen erröthen zu müssen. Ach! ich hatte Unrecht... sehr Unrecht, ich sehe es wohl! denn Sie vergelten mir mein Zutrauen sehr übel... — Warum diese Vorwürfe?" sagte Carlesia, indem sie ein weniger gezwungenes Wesen anzunehmen suchte; „warum wollen Sie durchaus, daß ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen soll? Sie haben mir das Geständniß Ihrer geheimen Zuneigung zu... einem Andern, als Ihr Gatte ist, gethan. Dies Geständniß habe ich von Ihnen nicht verlangt, und wenn ich hätte er-

rathen können, was Sie mir anvertrauten ... ich ... doch, Sie dürfen außer Sorge sein, ich werde Ihr Zutrauen nie mißbrauchen ... Ihr Geheimniß wird mit mir sterben! — Gewiß, ich halte Sie nicht für fähig, die Verrätherin an mir zu machen, nichtsdestoweniger reut es mich, Ihnen Alles gesagt zu haben. Ach! er hatte wohl Recht, mir zu verbieten, Ihnen von unserer Liebe etwas zu vertrauen! ... aber es war zu spät! — Wie? er hätte es Ihnen verboten? — So? Sie wissen also, von wem ich reden wollte?"

Carlesia wurde noch bleicher, sie stotterte: „Es scheint mir ... nach dem, was Sie mir gesagt haben ... ist es gar nicht schwer zu errathen ... — O ja! für Sie mag dies durchaus nicht schwer sein ... allein wer weiß ... auch für mich wird es vielleicht nicht schwer sein, hinter das Geheimniß ... hinter das Geheimniß, das man mir verbergen will, zu kommen."

Mathilde lächelte mit einer kummervollen Miene und schwieg eine Weile; bald jedoch, wie wenn sie nicht mehr die Kraft gehabt hätte, an sich zu halten, rief sie: „Nein, jetzt kann ich nicht mehr schweigen! ich muß reden, denn es drückt mich nieder, es setzt mich in Flammen; ich muß Ihnen alle Qualen, die ich empfinde, alle Beängstigungen, die seit gestern mein Herz zerreißen, frei bekennen. Carlesia, seit gestern haben Sie ihn gesehen, seit gestern wissen Sie, daß ich Adhemar liebe, seit dieser Zeit ist Ihr Benehmen ein anderes gegen mich. Sie kennen Adhemar, o, Sie kennen ihn; Ihre beiderseitige Unruhe, als sie sich wiedersahen, seine darauffolgende Traurigkeit, seine Furcht, ich möchte Ihnen von unserer Verbindung etwas sagen, o, es war zu augenscheinlich! Carlesia, warum mir ein Geheimniß aus dem machen, was zwischen Ihnen und ihm vorging? Sie haben ihn geliebt, das redet mir Niemand aus! Vielleicht lieben Sie ihn noch, vielleicht liebt er Sie immer!

Nun gut! so sagen Sie es mir doch, sagen Sie es mir, auf daß ich Sie hinfort mit meinem Anblick verschone, daß ich ihn fliehe, daß ich allein weine . . . allein, und daß es vor Ihren Augen nicht mehr geschehe."

Große Thränen entströmten den Augen Mathildens, die das Gesicht mit ihrem Taschentuche bedeckte. Carlesia war bewegt, auch sie vergoß Thränen und suchte sie vergeblich zurückzuhalten: es war, als ob ein großer Kampf in ihrem Innersten stattfinde. Endlich erwiderte sie: „Nein, Mathilde, nein! Ihre Befürchtungen sind ohne Grund, seien Sie nicht eifersüchtig auf mich. O, Sie haben sehr Unrecht, es zu sein! Herr Adhemar liebt mich nicht, seien Sie dessen versichert, und ich, o nicht die geringste Liebe fühle ich für ihn. Noch einmal, Mathilde, glauben Sie mir auf mein Wort, ich werde den, den Sie lieben, nie mehr sehen, Sie dürfen in Betracht meiner nicht die geringste Eifersucht hegen. — Also doch! Sie haben ihn gekannt?" fuhr Mathilde nach einer Weile fort. „In der That, ich erinnere mich, daß er auf Reisen, daß er in Italien war; sind Sie vielleicht dort mit ihm zusammengetroffen?"

Carlesia zögerte einige Augenblicke mit der Antwort, dann sagte sie nicht ohne Anstrengung: „Herr Adhemar ist ein Fremder für mich. — Genug! Sie wollen mir nicht weiter sagen ... ich soll nicht weiter in Sie dringen; da Sie mir jedoch die Versicherung geben, daß meine Eifersucht ungerecht sei, so will ich Ihnen glauben. Ja, ich will Ihnen glauben, ich würde zu sehr leiden, wenn ich das Gegentheil denken müßte; ich leide schon genug dadurch, daß ich Ihr Zutrauen verloren habe. Sie halten mich dessen nicht mehr für würdig, da Sie mir ja nicht weiter sagen, nicht weiter bekennen wollen ... denn daß irgend ein Verhältniß zwischen Ihnen Beiden stattgefunden hat, ist mir klar . . . Sie wollen mir es also nicht anvertrauen?"

Carlesia schlug die Augen nieder und antwortete nichts. Mathilde schwieg, mit einem Blick auf diejenige, die vor ihr saß; man sah, daß sie noch hoffte, Madame Valmiran werde sprechen. Als aber nach mehreren Minuten Carlesia immer noch schwieg, stand Mathilde plötzlich auf und rief: „Ach! ich sehe wohl, daß alle meine Bitten umsonst sind . . . daß meine Stimme nicht bis in Ihr Herz dringt! Aber auch ich war wohl zu stolz! Wie konnte ich, eine strafbare Frau, welche alle ihre Pflichten verletzt, daran denken, daß man in mein Herz ein Geheimniß niederlegen werde, wie wenn ich dieses Freundschaftszeichens noch würdig wäre! O nein! ich bin nun ein Gegenstand der Verachtung! — Mathilde! Sie sind sehr grausam!" flüsterte Carlesia, indem sie ihr Tuch an die Augen hielt. „Wenn Sie wüßten . . . wie sehr ich . . . zu beklagen bin! — Sie sehen selbst, daß Sie etwas haben . . . ein Geheimniß . . . ein Geheimniß für mich haben! während ich für Sie keines hatte."

Carlesia suchte sich wieder zu bezwingen; sie antwortete: „Ich habe keinen andern Kummer, als daß ich bis in diese Jahre meines Alters getreten bin . . . ohne daß ich im Stande gewesen wäre, diese Liebe . . . die man für Sie fühlt . . . einzuflößen . . . denn Sie sind geliebt . . . er betet Sie an . . . er, dem Sie Alles aufgeopfert haben . . . betet Sie an; ach! mich dünkt, Sie sollten sich glücklich fühlen. — Ja, ich werde es sein, wofern er mich immer liebt . . . wofern ich sicher sein kann, daß er keine Andere liebt. Je nun, ich sehe, Sie haben Ihren festen Entschluß gefaßt! ja, Sie haben einen sehr zurückhaltenden Charakter! ich will Sie nun verlassen . . . ich will wieder nach Hause, leben Sie wohl! — Sie wollen schon gehen? — Allerdings."

Mathilde machte einige Schritte gegen die Thüre, während Carlesia ihr mit auf die Brust gesenktem

Haupte folgte; in dem Augenblick aber, als sie aus dem Zimmer gehen wollte, stand Mathilde noch einmal still, sah ihre Freundin an und bemerkte, daß ihre Augen in Thränen schwammen. Sie trat jetzt wieder auf sie zu, ergriff zuerst ihre Hand, dann streckte sie die Arme aus und umarmte sie zu wiederholten Malen, indem sie sagte: „Du liebst mich also nicht mehr? Du läßt mich gehen, ohne mich zu umarmen? — Doch ... doch ... ich liebe Dich immer ... ich werde immer Deine Freundin sein. — O ja, nicht wahr? wir zürnen einander nicht mehr! — Du warst ja der zürnende Theil! — Je nun, verzeihe mir ... ich hatte Unrecht ... und wir sagten „Sie“ zu einander? Ach! Carlesia, wie konnten wir so weit gehen, Sie zu einander zu sagen? das wird nicht mehr geschehen, nicht wahr? — O nein ... es darf nicht mehr geschehen ... Du wirst immer die Nämliche für mich sein, Mathilde, Du wirst mir Deine kleinsten Sorgen ... Deine Schmerzen anvertrauen ... Du wirst von Demjenigen mit mir reden, den Du liebst ... Du wirst mir Alles sagen! ... — Ja, Du weißt wohl, daß ich kein Geheimniß vor Dir haben kann. — Du wirst recht oft zu mir kommen ... — Wird Dir dies nicht zuwider sein? — Ganz im Gegentheil, es wird mein einziges Vergnügen sein. — Aber Du ... wirst auch Du kommen? — Ich liebe die Gesellschaft nicht! ich werde Dich manchmal besuchen, aber Morgens, wenn Du allein bist, ich habe es lieber so. — O ja, Du hast Recht! man kann dann freier mit einander sprechen.“

Man sah, daß diese Anordnung Mathilden ganz recht war, denn sie gewann ihre herrliche Laune wieder, sie umarmte Carlesia noch einmal. Ihre Freundschaft war stärker als je geworden, als sie sah, daß ihre Freundin sich nicht darnach sehnte, mit Adhemar zusammenzukommen.

Sie blieb noch eine Stunde bei Madame Val-

miran. Die Unterhaltung der beiden Freundinnen war lebhaft und beseelt; wenn jedoch Mathilde von Adhemar sprach, so schwieg Carlesia und beschränkte sich auf das Zuhören. Endlich sagte Mathilde ihrer Freundin Lebewohl, umarmte und verließ sie mit dem Versprechen, sie in wenigen Tagen wieder zu besuchen, ohne jedoch darauf zu bestehen, daß auch sie zu ihr kommen solle.

Zweites Kapitel.

Ein Besuch in Saint-Maur.

Als Mathilde weggegangen war, blieb Carlesia ziemlich lang wie versunken in ihre Betrachtungen; endlich stand sie auf, schellte ihrer Kammerfrau, ließ sich zum Ausgehen ankleiden und befahl dann, daß man ihr einen Wagen bestellen solle. Als der Wagen vor der Thüre war, ließ Carlesia einen reichlichen Vorrath von Kinderspielsachen und Leckerwaaren, die sie den Tag vorher gekauft hatte, in denselben schaffen; dann stieg sie ein, ohne auch nur Jemand von ihrer Dienerschaft mitzunehmen, und befahl dem Kutscher, sie nach Saint-Maur zu führen.

Es war im Monat Juni, in dieser schönen Jahreszeit, wo die Bäume mit neuem Grün bedeckt sind, wo die Blumen auf den Wiesen prangen, den Rasenplätzen einen Schmuck verleihen und die Wälder mit Wohlgerüchen erfüllen. Carlesia schien jedoch alle diese Schönheiten, welche die sommerliche Jahreszeit darbot, mit gleichgültigem Auge anzusehen; immer traurig und nachdenklich in ihrem Wagen sitzend, fuhr sie ohne ein Zeichen der Bewunderung an den Alleen des Vincenner Gehölzes vorüber. Neigte sie von Zeit zu Zeit das Haupt gegen den Kutschenschlag vorwärts, so geschah es nur, um zu sehen, ob der bezeichnete Ort noch nicht erreicht sei.

Als man in Saint-Maur war, fragte der Kutscher, nach welcher Seite zu er fahren solle. Carlesia ließ ihn ein Sträßchen einschlagen, welches ein wenig von der Straße ablenkte, und vor einem recht netten Häuschen halten, welches zwar nicht vornehm genug aussah, um das Haus eines Bürgers vorzustellen, aber doch zu hübsch für die Wohnung eines Landmannes war.

Carlesia stieg aus dem Wagen, mit Spielzeug und Zuckerwerk beladen; sie durchschritt einen mit Bäumen bepflanzten Hof und trat in einen zu ebener Erde befindlichen Saal. Dort war eine Frau von vierzig Jahren zu sehen, welche etwa wie eine ansehnliche Pächterin gekleidet war und von deren rundem, rothen und fröhlichen Gesichte Gesundheit und Zufriedenheit strahlte. Diese Frau gab einem kleinen Knaben zu essen, der dritthalb Jahre alt sein mochte, äußerst zart gebaut und niedlich war, eben so feine als sanfte Züge hatte, und aus dessen gesuchter Kleidung man abnehmen konnte, daß er nicht das Kind eines Bauern war.

Beim Anblick Carlesia's stieß der kleine Knabe einen Freudenschrei aus, streckte seine kleinen Aermchen nach ihr und rief: „Mama! Mama! Mama ist da!"

Die wohlbeleibte Frau stand schnell auf und machte tiefe Knixe. Carlesia lief zuerst zu dem Kinde, welches sie zärtlich umarmte und dem sie die Spielsachen und das Zuckerwerk mit den Worten gab: „Da, Karl, das ist alles Dein, aber Du mußt recht brav sein, Du mußt die gute Frau Mignot nicht allzusehr erzürnen; sie hat Sorgen genug mit Dir und will Dich wie ihr eigenes Kind behandeln. — Ja, ja, ich will recht brav sein," erwiderte der kleine Knabe, beim Anblick der herbeigebrachten Sachen in ein Freudengeschrei ausbrechend. — „Hast Du Dich auch bedankt, mein kleiner Engel?" fragte die Mutter Mignot, indem sie Carlesia einen Sessel hinstellte; „setzen Sie sich doch, Madame, sehen Sie, man muß

die Kinder schon bei Zeiten Höflichkeit lehren. Sie haben den Meinigen gesehen! ein Bursche von bald zwölf Jahren, so groß wie sein Vater, vor Ihren Ehren zu melden! Ja, ja, Madame, aus dem kann noch Alles werden, der Schulmeister sagt es selbst, denn kein Hund begegnet ihm, vor Ihren Ehren zu melden, vor dem er nicht den Hut abzöge. — Wie hat sich Karl seit gestern betragen?... ist er gerne bei Ihnen?... ist er lustig?... hat er Appetit? — O ja, Madame! S'ist Alles in der Ordnung! Wir verstehen uns ganz prächtig miteinander. Seien Sie außer Sorgen: erstlich bin ich närrisch mit den Kindern, ich wünschte mir ein ganzes Rudel... wir haben jedoch nur eines, meinen Peter... Petrus, wie wir ihn nennen... daher werden Sie begreifen, daß ich mich mit größtem Pläsir mit Ihrem Kinde abgebe... erstlich zahlen Sie wie eine Prinzessin; was mich jedoch nicht allein besticht... ich liebe die Frischlinge; ich könnte einen ganzen Tag damit zubringen, mit meinem lieben Bürschchen zu spielen. — Ich weiß, Frau Mignot, daß Sie eine gute und ehrenwerthe Frau sind... man sagte mir dies auf dem Lande und aus diesem Grunde vertraute ich Ihnen bei meiner Rückkehr nach Frankreich diesen Herzensjungen an, den mich wichtige Gründe bei mir zu haben verhindern, den ich aber oft besuchen werde, ja, recht oft! — So oft Sie nur wollen, Madame, o, das wird mir immer großes Pläsir machen! Ich gehöre nicht zu jenen Ammen, welche das Backwerk ihrer Säuglinge verzehren, sobald die Eltern fort sind... Ich bin immer recht froh, wenn ich Sie sehe."

Carlesia hatte den kleinen Karl genommen; sie setzte ihn auf ihren Schooß, herzte ihn, schaute ihn an, herzte ihn dann von Neuem, indem sie ganz leise mit dem Tone tiefster Traurigkeit flüsterte: „Armer Kleiner!"

Die junge Frau blieb ziemlich lang bei der Mutter

Mignot, liebkoste das Kind immer wieder und ließ der Zunge der Pächterin, die äußerst geschwätzig war und recht gerne sich auf Fragen und Antworten einließ, ihren Lauf. Allein die Ankunft eines großen zwölfjährigen Dummkopfs, der Bücher unter dem einen Arm und einen Korb unter dem andern trug, unterbrach das Selbstgespräch der Frau Mignot; sie lief auf ihren Sohn zu mit dem Rufe: „Sehen's, da ist Petrus! guten Morgen, mein Dicker; grüße doch auch die Madame . . . das ist Karls Mutter, welche so eben auf Besuch kam . . . und Dir dieses schöne Buch und dies Zuckerwerk gebracht hat."

Herr Petrus stürzte auf das Zuckerwerk zu und schob davon so viel in's Maul, als es nur fassen konnte, wobei er bedeutende Merkmale seiner Freude zu erkennen gab.

„Hast Du Dich bedankt, mein Alter? — Dank, Madame! — Und dies hübsche kleine Buch, he? das sind die Erzählungen der Mutter Gans. --- O, die schönen Bilder! — Hast Du dafür der Madame noch nicht gedankt? — Dank, Madame!"

Carlesia, die sich von dieser Sündfluth von Dankbezeigungen überschwemmt sah, nahm Abschied von der Frau Mignot.

Nachdem sie den kleinen Knaben, welchen sie aufs Neue der Sorgfalt der guten Dorffrau empfahl, noch einmal umarmt hatte, stieg sie wieder in ihren Wagen und fuhr nach Paris zurück, während die Mutter Mignot sich unter die Thüre stellte, um ihr nachzusehen, und dabei wiederholt zu ihrem Sohne sagte: „Was sagst zu dieser Dame da?"

Drittes Kapitel.

Zerwürfnisse.

Seit er in der Abendunterhaltung bei Bourdichon mit Madame Valmiran zusammengetroffen, war Adhemar gar nicht mehr der Alte. Sein Wesen hatte sich ganz verändert: statt jener Heiterkeit, statt jener Liebenswürdigkeit, durch die er in der vornehmen Welt geglänzt hatte, zeigte er jetzt Niedergeschlagenheit und Melancholie; er schien immer einen geheimen Gedanken im Vordergrund zu haben, der ihn oft verhinderte, an Dem Theil zu nehmen, was um ihn her vorging, kurz, wenn er lachen wollte, wenn er sich Mühe gab, glücklich zu scheinen, so war seine Fröhlichkeit keine natürliche und man sah wohl, daß er ein anderes Gefühl darunter zu verstecken suchte.

Gleichwohl fand sich Adhemar oft in der Gesellschaft ein; er fehlte bei keiner Unterhaltung im Hause des Herrn Bourdichon. Trat er aber in den Salon, so suchten seine Augen Jemand, so richteten sich seine Blicke den ganzen Abend lebhaft nach der Thüre, wenn Gäste eintraten, und sah er dann seine Erwartung immer getäuscht, so malte sich der Ausdruck von Schwermuth auf seinem Gesichte ab.

Mathilde, die Adhemar fortwährend beobachtete, verlor weder eine seiner Bewegungen, noch einen seiner Blicke aus den Augen; unter dem Schein der Heiterkeit suchte sie die Qual, unter der sie litt, zu verbergen. Sie scherzte zuweilen über sein düsteres oder zerstreutes Aussehen, sprach mit ihm jedoch nie mehr über Carlesia, welche seither in den Abendunterhaltungen nicht mehr zu sehen war; sie errieth sehr gut, daß er sich mit ihr beschäftige, daß er sich nach ihr sehne, und daß seine Traurigkeit in nichts Anderem, als in dem Verdruß seinen Grund hatte, sie nicht wieder zu sehen.

Herr Bourdichon, der nicht in dem Falle seiner Frau war und keinen Grund hatte, über Madame Valmiran den Schweigsamen zu machen, sagte eines Abends während der Abendunterhaltung zu Mathilde: „Meine Liebe! wird wohl Deine Freundin diesen Abend kommen? — Ich kann darüber nichts sagen," versetzte Mathilde kurz abbrechend. — „Sie kommt sehr selten zu unsern Casino's. — Sie liebt die Gesellschaft nicht . . . sie wird mich morgen besuchen. — Das ist zu bedauern!" sagte Monsignard. „Wie? diese hübsche Wittwe liebt die Gesellschaft nicht? . . . das ist ein übler Umstand, daß sie uns nur einmal das Vergnügen ihrer Gegenwart gewährte . . . sie schießt nur einmal einen Pfeil ab, wie die Scythen. — Ich glaube, Monsignard ist bereits in Deine Freundin verschossen," fuhr Herr Bourdichon fort. — „Vielleicht . . . ich sage hiezu nicht nein," sagte der schöne Mann, sich auf einem Sopha dehnend.

Adhemar warf einen zornigen Blick auf Monsignard, den dieser jedoch nicht bemerkte; Mathilde allein hatte ihn bemerkt. Die Ankunft der Familie Sublimé setzte dieser Unterredung ein Ziel. Die kleine Anwandlung von Aerger wurde bei Fräulein Idalia von dem Verlangen überwogen, sich mit Adhemar wieder zusammenzufinden; sie hatte zuerst wieder ihre Mutter bestürmt, zu Frau Bourdichon zu gehen.

Mathilde ihrerseits, die jetzt eine Menge von Sachen im Kopfe hatte, von denen sie unendlich mehr als Fräulein Idalia in Anspruch genommen wurde, empfing die Sublimé's mit viel Höflichkeit; sie schien zu wünschen, die Gegenwart Idalia's möchte den Gedanken Adhemars eine andere Richtung geben. Fräulein Sublimé hatte alsbald ihren Sessel neben den des jungen Mannes, den sie heirathen wollte, und der jetzt in der Nähe eines Pianos saß, gesetzt. Die Mama gesellte sich zu mehreren Damen, die im Gespräch begriffen waren, indem sie dabei ihrer

Tochter sagen zu wollen schien: „Mach' was Du willst, ich lasse Dir den Zügel!"

Herr Sublimé beschaute sich die Standuhr und zog bereits eine Musikdose aus der Tasche, die er schalkhaft auf das Kamin zu stellen sich anschickte. Endlich tastete das kleine Wunder, welches man auch mitgenommen hatte, an allen jenen hübschen Gegenständen herum, welche die Damen auf ein Bücherbrett zu stellen pflegen.

Fräulein Idalia, in der Meinung, Herr Bourdichon habe Adhemar von dem Heirathsplane ihrer Eltern in Kenntniß gesetzt, fing, sobald sie neben dem jungen Manne saß, ihre Minen sachte springen zu lassen an; als sie jedoch sah, daß er ihr keine Aufmerksamkeit schenke, entschloß sie sich, das Gespräch zuerst anzuknüpfen.

„Es ist schon lange her, daß wir nicht hieherkamen . . . wenigstens drei Wochen . . . ja, oder sogar vier . . . nicht wahr, Herr Adhemar?"

Der junge Mann erwiderte mit einem eiskalten Ernst: „Ich habe nicht nachgerechnet, Fräulein. — So? hat es Ihnen nicht lang gedäucht?"

Adhemar gab mechanisch zur Antwort: „Sie entschuldigen, Fräulein! — Ach, ich dachte es wohl; und auch mir schien diese Zeit sehr lang! Sollten Sie aber Lust haben, in unser Haus zu kommen, so hindert Sie nichts daran, Sie dürfen versichert sein, daß uns Das großes Vergnügen macht . . . warum sind Sie nicht gekommen? haben Sie es nicht gewagt? aber man muß wagen . . . — Fräulein . . . Sie sind allzugütig . . . ich will mich jetzt nach einem Platz beim Hazardspiel umsehen."

Damit erhob sich Adhemar und ging auf den Spieltisch zu, ohne Fräulein Idalia weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Diese, die das Benehmen des jungen Mannes nicht begreifen konnte, verließ ihren Platz und sprach leise mit ihrer Mutter. Frau

Sublimé gab ihrem Gatten ein Zeichen, der sofort herankam; sie flüsterte ihm in's linke Ohr, während Idalia das Gleiche in sein rechtes that. Der von zwei Seiten angeblasene Dardanus stürzte hierauf wie ein Luftballon auf Herrn Bourdichon zu, nahm ihn beiseit und sagte: „Mein lieber Herr Bourdichon, haben Sie Herrn Marilly in Betreff der Absichten meiner Tochter, d. h. in Betreff unserer Heiraths-absichten, nicht auf den Puls gefühlt? — Potz! beim Himmel! nein... das kam mir ganz aus dem Kopf!" versetzte der dicke Herr; „ich habe so viele Geschäfte auf dem Halse. — Teufel! das wird Idalia sehr unlieb sein... weil... sie natürlich darauf zählte... könnten Sie diesen Abend nicht ein Paar Worte mit ihm darüber reden, wie wenn Sie nichts Weiteres beabsichtigen... inzwischen würde ich mein großes Glockenspiel, das ich absichtlich mitgenommen habe, spielen lassen. — Es ist mir ganz recht! und auf diese Art werden Sie sogleich erfahren, was er mir zur Antwort geben wird. — Gut... gehen Sie ... ich werde beim Kamin zu finden sein."

Damit ließ Herr Sublimé seine kleine Musikdose spielen, indem er gegen die Damen verständigende Zeichen machte. Eine lange Zeit verstrich, denn Adhemar hatte sich an's Bouilloteſpiel gesetzt, und dies war nicht der Ort, wo ihm Herr Bourdichon die Absichten der Familie Sublimé in Betreff seiner mittheilen konnte. Endlich verließ Adhemar den Spieltisch: der Gatte Mathildens nahm ihn beiseit, und nach einer ziemlich kurzen Unterredung mit ihm ging Herr Bourdichon zu Herrn Sublimé und sagte ganz leise zu ihm: „Es ist geschehen... Ihr Auftrag ist ausgerichtet... — Nun, ist er entzückt? — Er wies Alles auf das Bestimmteste ab, indem er für die Ehre, die man ihm zugedacht, verbindlich danke. Er will sich nicht heirathen. — Wie? was? — Ich habe ihm vergeblich die Vortheile dieser Verbindung

begreiflich gemacht ... ich ließ ein Wort von der Mitgift fallen ... allein das ist ein junger Mann, der sich nichts aus dem Gelde macht ... er muß sehr reich sein. Kurz und gut, sein letztes Wort war: ich will mich nicht heirathen. — Nun gut, ich will dies meiner Frau sagen, sobald die Melodie ausgespielt sein wird. Es ist die: „Sie haben stolze Rechte ... Kennen Sie dieselbe?“

Frau und Fräulein Sublimé schauten mit Ungeduld auf Dardanus, der, an's Kamin gelehnt, ruhig das Ende des Musikstückes abwartete. Endlich, als die Musik zu Ende war, näherte sich Herr Sublimé seiner Frau und sagte ihr in's Ohr: „Er will sich nicht heirathen.“

Frau Sublimé stand wie versteinert da; Idalia dagegen, welche nicht recht gehört zu haben glaubte, sagte zu ihrem Vater: „Was hat er geantwortet?... Sie sehen wohl, Papa, daß ich vor Ungeduld berste. — Er will sich nicht heirathen.“

Fräulein Idalia erbleichte, biß sich bald in die Lippen, bald lachte sie erzwungen; hierauf, in der Voraussetzung, daß bei ihrer Lage und bei Adhemars Gegenwart ein Nervenzufall sie nur um so interessanter machen könne, erhob sie sich etwas von ihrem Sitze, streckte die Arme aus, that einen Schrei, wankte und fiel sanft auf den Schooß ihrer Mutter; allein Frau Sublimé, die zu einem solchen Empfang ihrer Tochter nicht vorbereitet war, oder vielleicht auf keinem ganz festen Sessel saß, wurde rückwärts durch den Stoß Idalia's auf den Boden des Saales geworfen.

Die Mama erhob ein lautes Geschrei, während ihre Tochter Stoßseufzer vernehmen ließ. Eine große Bewegung entstand im Saal: Jeder lief hin, um die Damen aufzuheben. Auch Eudoxius wollte auf das Geschrei seiner Mutter und seiner Schwester, das an seine Ohren drang, in ihre Nähe eilen, warf aber bei seinem hastigen Vorwärtslaufen das Bücherbrett

Mathildens um, wodurch ein Theil der niedlichen Gegenstände, die darauf waren, zerbrochen wurde.

Dieser Geniestreich des kleinen Wunders brachte vollends den ganzen Salon in die größte Unordnung. Die Damen wurden endlich aufgehoben; dessen ungeachtet hielt Idalia ihre Augen hartnäckig geschlossen, und ließ sich, trotz der unerhörten Ohnmacht, nicht an dem Rufe hindern: „Herbei! herbei! tragen Sie mich fort! ich will, daß man mich forttrage!"

Frau Sublimé, deren Kopfputz beim Fall ganz außer Ordnung gekommen war, und die sich jetzt in einem Spiegel besah, rief ihrerseits: „Ja, ja, wir gehen, denn dieser Sturz hat mich übel zugerichtet. Herr Sublimé, lassen Sie einen Wagen vorfahren, ich glaube, ich werde mich auch forttragen lassen müssen."

Herr Sublimé ging schnell fort, Andern die Sorge überlassend, seine Frau und seine Tochter fortzutragen. Einige Herren waren bereits eifrig damit beschäftigt, Fräulein Idalia bis an den Wagen zu tragen, während Frau Sublimé, als sie sah, daß Niemand das Geschäft, sie fortzutragen, übernehmen wollte, sich entschloß, das kleine Wunder an der Hand, das auf seinem Wege noch gelegentlich einige Punschgläser umwarf, zu Fuß wegzugehen.

Als die Familie Sublimé fort war, stellte sich die Ordnung im Saale allmählig wieder her. Ein wahres Witzfeuerwerk wurde auf den Fall der beiden Damen losgebrannt, und als Jeder wissen wollte, was wohl die Ohnmacht des jungen Mädchens herbeigeführt haben könnte, sagte Mathilde einer Dame ganz leise die Ursache in's Ohr, die es ganz leise einer andern wieder sagte, so daß einen Augenblick darauf die ganze Gesellschaft wußte: Herr Marilly habe die Hand der Fräulein Idalia ausgeschlagen. Da dieses Fräulein reich war, so war man mehr als je überzeugt, daß Adhemar auch sehr reich sein müsse. Herr Monsignard biß sich abermals vor Aerger in

die Lippen, während Mathilde Denjenigen, den sie liebte, mit einer Art Dankbarkeit ansah, und Herr Bourdichon murmelte: „All das wird uns mehr als fünfhundert Francs für neue Porzellanwaaren kosten. Das kleine Wunder soll die Pest holen! Wenn die Eltern solche außerordentliche Kinder besitzen, sollten sie sie billiger Weise nie in die Gesellschaft mitnehmen.“

Den andern Tag nach dieser Abendunterhaltung kam Mathilde morgens zu Adhemar; sie hatte ihm Tags zuvor gesagt: auf morgen! und er hatte ihr erwidert: auf morgen! Es durchbebte ihn aber bei dieser Zusammenkunft nicht mehr der Schauer, wie bei dem ersten Rendezvous.

Mathilde bemerkte die Kälte Adhemars sehr wohl: eine Frau täuscht sich fast nie über die Gefühle, die sie Andern einflößt. Manchmal zwar suchte sie sich selbst etwas Anderes zu überreden, wenn das, was sie ahnt, schmerzlich für ihr Herz ist, aber diese Selbsttäuschungen verlieren sich bald wieder.

Adhemar war heute noch kälter, noch zerstreuter als je. Mathilde seufzte und sagte, nachdem sie ihn lange traurig angeblickt: „Es ist jetzt doch außer Zweifel, daß Sie mich nicht mehr lieben.“

Der junge Mann betrachtete sie überrascht und erwiderte: „Wie kommen Sie zu dieser Bemerkung? — Es ist nicht das erste Mal, daß ich dies wahrnehme; ich bemühe mich vergeblich, mich hierin eines Andern zu überreden . . . ich hatte mir vorgenommen, Ihnen keinen Vorwurf zu machen, denn ich weiß nur zu wohl, daß es umsonst wäre . . . und sogar gegen meinen Willen . . . nein! ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, ich bedaure nur, daß mein Glück so kurz gedauert hat! — Mein Gott! ich ändere mein Betragen gegen Sie nicht . . . ich weiß nicht, wie Sie auf den Gedanken kommen, ich liebe Sie nicht mehr . . . sagen Sie mir es vielleicht darum, weil ich die Hand der Fräulein Sublimé ausschlug;

wäre es Ihnen lieber gewesen, ich hätte sie geheirathet? — Nein, gewiß nicht, es wäre mir nicht lieber gewesen, aber ich weiß nicht, warum es mich bedünken will, Sie haben nicht mir dies Opfer gebracht. — Vor allen Dingen sage ich Ihnen, daß das kein Opfer ist, ich will mir kein Verdienst daraus machen. Ich fand an diesem Fräulein auch nicht den mindesten Gefallen. — Ich will das nicht bestreiten... Sie haben einen besseren Geschmack; ich sage dies nicht um meinetwillen. — Warum sagen Sie dies nicht um Ihretwillen? — Weil Sie mich nicht mehr lieben... ja, ja! denn eben jetzt empfingen Sie mich ganz kalt, und wie wenn es nur aus Gewohnheit geschehe: weder in Ihren Augen, noch in Ihren Gesprächen liegt irgend ein Funken Liebe; Sie scheinen vielmehr traurig und durch meine Gegenwart gelangweilt. — Gelangweilt! das sagen Sie mir? mir, der ich so gerne mit Ihnen plaudere. — Ja, ehedem! — Immer!"

Adhemar schwieg eine Weile still, dann fuhr er fort: „Und... was macht denn Ihre Freundin, Frau Valmiran... haben Sie sie schon lange nicht mehr gesehen?"

Mathilde wurde roth vor Zorn und versetzte: „Ich sah sie gestern. — So! Sie kommen vielleicht... oft zu ihr. — Ja, mein Herr! — Kommt sie noch in Ihre Abendunterhaltungen? — Nein! — Und spricht sie vielleicht von..."

Adhemar hielt inne, er wagte seinen Gedanken nicht auszusprechen, dann fuhr er fort: „Nicht wahr, Sie haben ihr nichts von unserem Verhältniß gesagt?"

Mathilde nahm schnell ihren Hut und ihren Shawl, setzte den erstern auf und warf den andern um, und rief sodann mit vor Zorn erstickter Stimme: „Das ist zu viel, mein Herr! Sie mißbrauchen meine Geduld! Da Sie nur mit Frau Valmiran beschäftigt sind, da ich, wenn ich mit Ihnen allein bin, nur

immer von ihr sprechen soll, so werde ich in Zukunft Besuche einstellen, die eine Andere als mich zum Gegenstand haben. Sie lieben mich nicht mehr! O, ich sehe das nur zu deutlich! Ich kann Sie nicht zwingen, mit mir von einer Liebe zu sprechen, die Sie nicht mehr für mich fühlen; allein Sie von einer andern Person sprechen zu hören, kann ich meinestheils eben so wenig ertragen. Leben Sie wohl, mein Herr! denken Sie an ... meine Freundin! ... sprechen Sie von ihr ganz nach Belieben, aber nur nicht mehr mit mir!"

Mit diesen Worten ging Mathilde trotzig von Adhemar fort, der regungslos dastand; der Aufbruch der jungen Dame geschah so hastig, daß er keine Zeit hatte, sich demselben zu widersetzen. Er versank einen Augenblick ganz in Gedanken, dann sagte er zu sich: „Je nun! warum sollte ich sie aufgehalten haben? sie ist zu anspruchsvoll ... sie will immer noch Liebe, während ich ihr keine mehr bieten kann ... und das Schlimmste ist, daß ich nicht den Muth mehr habe, sie zu täuschen. Ach! seit ich Carlesia wieder sah, sind alle andern Bilder in meinem Herzen erloschen! ... es ist ein Unglück für mich, daß sie wieder nach Frankreich zurückkam, oder wenigstens, daß ich mit ihr zusammentraf ... und dabei muß sie noch die Freundin Mathildens sein! ... Sie kommt nicht mehr zu ihren Abendunterhaltungen ... fürchtet sie wohl, mich dort zu sehen? ich muß es wohl vermuthen ... meine Anwesenheit ist ihr also wohl unerträglich? Nun, nun, wenn ich sie auch nicht mehr im Leben sehe, so habe ich doch ihr Bildniß."

Adhemar lief an seinen Schreibtisch und nahm das Bild heraus, das er zuvor in seiner Wohnung auf dem Boulevard Saint-Denis gehabt hatte, das er jedoch seit einiger Zeit beständig bei sich trug. Er warf sich auf einen Sessel, fing an, dies Bild, das die Züge Carlesia's getreu wiedergab, zu betrachten,

und versank dann wieder in seine Träumereien. Durch heftiges Ziehen der Glocke wurde er daraus aufgeschreckt; er legte das Bild auf seinen Schreibtisch, den er zu schließen vergaß, lief an die Thüre und sagte zu sich: „Das ist Mathilde wieder! ... Arme Frau! ich muß mich wenigstens so anstellen, als ob ich sie liebe.“

Die Thüre ging auf, an der Stelle Mathildens aber zeigte sich vor ihm die niedliche Emmeline, die ins Zimmer trat mit dem Rufe: „So hat man mich doch nicht getäuscht! so ist es doch wahr, der Herr haben zwei Wohnungen.“

Adhemar war in augenblicklicher Verlegenheit; da ihn jedoch Das, was ihm jetzt begegnete, nicht gerade in Verzweiflung bringen konnte, so that er das Vernünftigste und bot seiner neuen Besucherin lachend einen Sitz an.

„Zwei Wohnungen! wie abscheulich! und warum wohl? das läßt sich leicht errathen, Sie müssen in allen Stadtvierteln welche haben. — Setzen Sie sich doch, Madame. — Nein, ich setze mich nicht. Seit Herr Trouillade diesen Morgen gesagt hat: mein Nachbar schläft nicht mehr bei mir im Hause, er schläft sehr oft anderswo, er führt ein sehr unordentliches Leben... — So! Herr Trouillade hat Ihnen dies gesagt? Wahrscheinlich zum Dank für meinen Hasen und für mein Mittagessen; ich werde ihn zu finden wissen. — Ich glaubte, er scherze, er wolle mich nur eifersüchtig machen; ich sprach dann mit Ihrer Pförtnerin. Anfangs wollte Frau Coquenard nicht mit der Sprache heraus; allein ich nahm ein Messer und drohte, sie damit zu durchbohren: sie gestand mir dann, daß sie eine Masse Gegenstände, Päcke, Bücher, in ein Haus der Straße Navarin, sie wußte nicht mehr welches, schaffen ließen. Ich wußte genug; ich machte mich sogleich marschfertig. Ihre Nummer wußte ich nicht, allein in alle Häuser

auf dieser Seite der Straße trat ich ein und würde noch in mehrere gelaufen sein, hätte ich Sie nicht hier gefunden. — Das hätten Sie mir Alles nicht stehend sagen sollen, meine liebe Freundin; da Sie so viele Häuser durchsucht haben, werden Sie müde sein. — Ich glaube, der Herr macht sich noch lustig über mich. O Sie garstiges Ungeheuer! wie schade, daß ich nicht früher gekommen bin, ich würde dann ohne Zweifel hier den Gegenstand ihrer Leidenschaft gefunden haben, wahrscheinlich irgend eine Lorette, denn dies ist das Lorettenviertel, und es sind sogar deren im Hause, wie mir der Pförtner gesagt hat. — Nein, meine liebe Emmeline, ich kenne keine Lorette, das versichere ich Sie ... ich miethete diese Wohnung ganz gelegentlich; ich wollte ein anderes Stadtviertel beziehen ... nachdem ich dann nachgedacht und vergessen hatte, das andere aufzukündigen ... — O, mein Herr, was braucht es diese Mährchen? Sie sollten sich vorstellen, daß ich solche Dinge nie glauben werde ... wenn Sie kein anderes Liebesverhältniß haben, warum ließen Sie mich dann nicht hieher kommen, warum zeigten Sie mir dann nicht diese Wohnung, die viel schöner als die andere ist? Und diese Möbel, welche Eleganz! das ist ja fürstlich! Da werden ohne Zweifel nur Herzoginnen empfangen! und die Wohnung auf dem Boulevard Saint-Denis ... die war gut genug für mich! der Herr lachen noch, das ist schändlich! — Ich lache, weil sie noch viel hübscher sind, wenn Sie der Zorn in Feuer setzt. — O, ich verabscheue Sie!"

Emmeline sagte diese Worte weit weniger aufgebracht; allein als ihre Blicke, die sie im ganzen Zimmer umherlaufen ließ, auf den Schreibtisch fielen, bemerkte sie das Bild Carlesia's, das Adhemar in denselben zu verschließen vergessen hatte. Sie stürzte auf dasselbe zu und ergriff es, ehe noch der junge Mann Zeit hatte, sie davon abzuhalten. Als Emmeline

das Bild einer Frau, und zwar einer jungen und schönen Frau sah, stotterte sie mit einer vor Aerger halberstickten Stimme: „Ah, das ist ja das Bild Ihrer Geliebten! — Emmeline, geben Sie mir dies Bild wieder! — O! Sie werden mir doch wohl erlauben, es einen Augenblick anzusehen ... sie ist schön, diese Frau... ja, sie ist noch schöner als ich ... Sie müssen ihr den Vorzug geben, das ist natürlich. — Ich schwöre Ihnen, Emmeline, daß diese Frau nicht meine Geliebte ist, ich versichere es Ihnen mit einem Eide. — Mit einem Eide! o, daran glaube ich nicht mehr ... Sie sind zu flatterhaft ... und doch liebte ich Sie so sehr. — Ich sage Ihnen noch einmal, daß das nicht das Bild meiner Geliebten ist... — Ihrer Mutter, Ihrer Schwester, nicht wahr? — Ich besitze dieses Bild schon lange, ich hatte es, ehe ich Sie noch kannte. — Wenn Sie wollen, daß ich Ihnen Glauben schenke, oder daß ich Ihnen verzeihe, wohlan, so hören Sie, es gibt hiezu nur ein Mittel: Sie werden mir dieses Bild schenken, oder noch besser, Sie werden es vor meinen Augen zerbrechen, dann werde ich Ihnen glauben, daß Sie nicht der Geliebte dieser Frau sind! — Emmeline... ich kann nicht, will nicht auf Ihre Forderungen eingehen... ich wiederhole Ihnen, daß das nicht das Bild meiner Geliebten ist, das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann. — Und ich werde nie mehr in meinem Leben zu Ihnen kommen, wenn Sie mich nicht dies Portrait zerbrechen lassen."

Da Emmeline wirklich Miene machte, ihre Drohung auszuführen, so entwand es Adhemar schnell ihren Händen und verschloß es in seinen Schreibtisch, ohne ihr Zeit zu lassen, sich dagegen zu setzen.

Emmeline war ganz betroffen. Sie schaute Adhemar an, der eine kalte und ernsthafte Miene angenommen und augenscheinlich keine Lust zum Lachen mehr hatte, und schoß zornfunkelnde Augen auf ihn;

dann lief sie plötzlich an die Thüre und ging aus dem Zimmer, ohne ein Wort mehr zu sagen.

Adhemar warf sich wieder auf einen Sessel, indem er zu sich sagte: „Nun gut! das scheint einmal der Tag der Zerwürfnisse zu sein! Es ist mit der Liebe, wie mit dem Spiel: es gibt Augenblicke, wo man damit auf keinen grünen Zweig kommt."

Viertes Kapitel.

Eine Abendunterhaltung in der Straße Navarin.

Vierzehn Tage verflossen, ohne daß Adhemar seine zwei Gebieterinnen wieder gesehen hätte. Er sehnte sich zuweilen nach dem artigen Wesen Emmelinens und nach der leidenschaftlichen Liebe Mathildens; gleichwohl that er keinen Schritt zu einer Wiederaussöhnung mit ihnen. Er blieb zu Hause, machte sich Gedanken über die Vergangenheit, Kummer über die Gegenwart, Zweifel über die Zukunft, und empfand doch im Innern einen geheimen Aerger, daß er von keiner der zwei Personen, mit welchen er sich entzweit hatte, eine Nachricht erhielt. Nach Verfluß von vierzehn Tagen sagte er zu sich: „Jetzt denkt Emmeline nicht mehr an mich! . . . Bei Mathilde ist es vielleicht noch möglich . . . aber jene dritte Frau? Diese stößt jede Erinnerung an mich mit Abscheu von sich . . . doch wozu diese Sehnsucht nach einem verlorenen Glück! Man muß das Schicksal standhaft tragen, das man sich selbst bereitet hat... Ich werde mich wieder in die vornehme Welt begeben . . . denn meine Entzweiung mit Mathilden kann mir die Thüre Herrn Bourdichons nicht verschließen . . . ich werde leicht Carlesia wieder sehen, dann aber Allem aufbieten, ein Mann zu sein ... es wie sie zu machen ... vergessen, daß ich sie je gekannt habe."

Da er jedoch jetzt keinen Grund mehr hatte, sich

zwei Wohnungen zu halten, und da überdies seine Kasse zusehends schmolz und eine Einschränkung seines Haushalts unumgänglich nothwendig war, so entschloß sich Adhemar, da er es nicht über sich gewinnen konnte, seine Wohnung in der Straße Navarin, ob sie wohl theurer war, zu verlassen, derjenigen auf dem Boulevard Saint-Denis den Abschied zu geben; dabei zählte er jedoch immer darauf, großen Gewinn aus den zwanzigtausend Franken zu ziehen, die er in den Handel gesteckt hatte.

Adhemar begab sich in sein altes Logis, ging zu Frau Coquenard und sagte: „Zwanzig Franken Trinkgeld, wenn Sie mir für meine Wohnung vor dem Aufkündigungs-Termin einen Miethsmann finden, und nochmals zwanzig Franken, wenn Sie mir Jemand finden, der mein ganzes Zimmergeräthe kaufen würde.

— Das macht vierzig Franken," rief die Pförtnerin, indem sie ihre Augen weit wie ein Hofthor aufriß. „Der Herr können versichert sein, daß ich mich mit dieser Sache emsig befassen werde."

Wirklich meldete auch Frau Coquenard Adhemar nach drei Tagen, daß sie ihm einen Liebhaber gefunden habe, und noch am nämlichen Abend hatte der junge Mann sein Zimmergeräthe auf dem Boulevard mit zwei Drittel Verlust verkauft, was jedoch für ihn ein Anfang der Haushalteinschränkung war.

Nachdem er dies Geschäft abgemacht hatte, blieb Adhemar den Abend zu Hause, um die Summe, die ihm noch in der Kasse blieb, zu zählen. Mit dem Ertrag des Verkaufs, den er so eben abgeschlossen, besaß er im Ganzen zweitausend Franken, und damit mußte er den zu hoffenden Gewinn abwarten. Der Ton der Glocke weckte Adhemar aus seinen Berechnungen, er schaute auf seine Uhr: der Zeiger stand auf zehn Uhr. Er erwartete Niemand auf Besuch und fragte sich, wer wohl so spät kommen könnte; gleichwohl öffnete er schnell.

Es war eine sehr elegant gekleidete Dame, welche einen Ruf der Ueberraschung vernehmen ließ, als sie Adhemar erkannte. Adhemar that das Gleiche, denn in der Dame erkannte er seine alte Nachbarin, Fräulein Azema.

„Wie! Sie sind's, Herr Adhemar? ach! nicht von ferne dachte ich daran, hier auf Sie zu stoßen ... wohnen Sie denn bei Madame Polatinskiskoff? — Was nennen Sie mir da für eine Dame? — Nun gut, es ist Madame Polatinskiskoff, oder wenn Sie lieber wollen, Azurine, eine meiner Freundinnen, die einen russischen Namen angenommen hat, seit sie im Süden Reisen machte, denn sehen Sie, ein solcher Name steht einem gut an, es gibt ein gewisses Ansehen! Ist denn dies nicht Ihre Wohnung? — Ihre? mit nichten! das ist mein Zimmer, wenn Sie es gütigst erlauben wollen. — Ei so! Sie sind also auch ausgezogen? Seht da, welcher Zufall! Ich will bei meiner Freundin Azurine, der ich gestern begegnete, zu Nacht speisen; wir hatten uns wegen einer Boa, die man ihr für mich übergeben und die sie für sich behalten hatte, entzweit; allein das ist jetzt vorbei, die Boa ist vergessen. Gestern sagte sie zu mir: besuche mich doch auch einmal, ich wohne in der Straße Navarin, ich habe eine sehr hübsche Wohnung; iß morgen zu Nacht bei mir, es werden einige Freundinnen, Damen von der Oper, Herren von gutem Kaliber zu mir kommen... Wir machen vor dem Nachtessen ein Vingt et un ... Azurine ist närrisch mit dem Vingt et un... Ich sagte dann zu ihr: ich werde kommen, und komme nun wirklich. Ich frage nach Madame Polatinskiskoff, und der Pinsel von Pförtner sagt mir: im vierten Stock. — Das ist hier oben. — Was! so bin ich wahrscheinlich zu müde geworden beim Hinaufsteigen, oder wird vielmehr die Sympathie mir die Hand geführt haben, daß ich an Ihrer Glocke zog. Ist vielleicht Besuch

bei Ihnen? — Nein, ich bin allein! — In diesem Fall, däucht mich, könnten Sie mich ein wenig eintreten lassen. — Ah! Sie entschuldigen."

Adhemar führte Azema sofort in seine Wohnung; sie untersuchte Alles und sagte: „Hat sich Niemand hier versteckt? — O, Niemand... überdies steht es Ihnen frei, sich selbst davon zu überzeugen. — So? in der That? ich begreife... Der Vorschlag ist ein wenig andalusisch... ei! da fällt mir bei andalusisch ein, ich bin mit dem Meinen zerfallen. — So? mit Herrn Bardajos? — Errathen. Er tyrannisirte mich, dieser kleine Spanier, worauf ich eines Tages zu ihm sagte: „Mein lieber Freund, Sie halten mich für einen Quiroga, das will mir aber nicht zusagen ... die Schauspielerinnen sind keine Aragonierinnen, kurz, Sie machen mir Langeweile, Adieu! schlafen Sie wohl! Damit war's Basta. O, ich sehne mich gar nicht nach ihm; vor Allem war er zu klein: ich verlange keinen Riesen, will aber auch kein Männlein unter drei Zoll... ein artiger Wuchs! Und Ihre kleine Dame, die Nervenzufälle bekam, kommt sie immer noch zu Ihnen? — Nein, damit ist's auch Basta. — So! wirklich?... Je nun, solche Sachen können keine Ewigkeit dauern... Sie haben jetzt eine Andere, versteht sich! — Nein, ich habe keine Geliebte mehr. — Ei! was sagen Sie mir da!... und seit wann? seit heute morgen wahrscheinlich. — Bereits seit drei Wochen. — Drei Wochen? mein Gott! Sie erschrecken mich... Sie sind also... ach! da wollte ich gerade eine Dummheit sagen. — Nur herausgesagt! — Nein... ich will nicht. Wie! Herr Adhemar, Sie sind seit drei Wochen Wittwer... und mir geht es beinahe ebenso ... das ist lustig! Ich habe Ihnen ja gesagt, daß die Sympathie mir die Hand an Ihren Glockengriff geführt habe."

Dabei lächelte Azema ihren alten Nachbar auf

eine sehr zärtliche Weise an; derselbe stieß jedoch nur einen schweren Seufzer aus.

„Was thun Sie denn ganz allein zu Hause, Herr Adhemar? — Nichts ... ich wollte mich so eben schlafen legen. — Sie wollen um zehn Uhr sich schlafen legen? O, dann sind Sie gewiß krank ... wie, sehen Sie mich an ... Scherz bei Seite, Sie haben sich verändert ... Sie sehen traurig aus ... Sie haben Kummer.“

Damit verließ Azema rasch ihren Sessel und setzte sich Adhemar auf den Schooß, indem sie mit einer sehr lüsternen Miene zu ihm sagte: „Soll ich ihnen einen Rath geben?“

Der junge Mann gab keine Antwort, fing jedoch an zu lächeln. Jetzt stand Azema schnell auf, machte einen Sprung im Zimmer und rief: „O, welch herrlicher Einfall! Sie gehen mit mir zur Frau Polatinskiskoff und essen dort zu Nacht. Es wird etwas zu lachen, zu spielen geben ... wir werden uns gut unterhalten ... he! wollen Sie? o, wenn Sie nicht wollten, es wäre recht sehr unartig von Ihnen.“

Der Vorschlag, mit den Loretten zu Nacht zu speisen, hatte für Adhemar Verführerisches genug, denn seine vernünftige Lebensart fing ihn wieder zu langweilen an; er erwiderte: „Zu Ihrer Freundin zu gehen ... zu einer Dame, die ich gar nicht kenne, und zu Nacht zu speisen, ohne eingeladen zu sein? — O, seien Sie mir doch stille! glauben Sie, wir machen unter uns Förmlichkeiten? Jede bringt ihren Freund mit, da braucht es nichts weiter ... so wird man auch Sie für den meinigen halten ... oder ist Ihnen vielleicht das zuwider?“

Statt aller Antwort nahm Adhemar seine Handschuhe und seinen Hut und rief: „Nun gut, führen Sie mich zu Frau Poli-Potasse ... ach, ich kann diesen Namen nicht aussprechen. — O, Sie sind recht artig ... gehen wir; kommen Sie.“

Azema ist bereits auf dem Gange. Adhemar folgt ihr; man steigt einen Stock weiter hinauf und kömmt vor der Thüre der Frau Politinskiskoff an.

Eine Art Kammermädchen, Hausjungfer, Köchin, jung und ziemlich hübsch, öffnete lachend die Thüre. Im Eintrittszimmer hörte man von dem Saale her, wo sich die Gesellschaft befand, schallendes Gelächter, und ein sehr scharfer Punschgeruch ließ schließen, daß die Gesellschaft sich bereits zu erfrischen anfing.

„Teufel! da scheint es gut herzugehen," sagte Azema, „da ist man bereits im Zuge; ich hoffe wenigstens, daß man noch nicht zu Nacht ißt. — Nein, nein, sie spielen Vingt et un . .. Herr Ribobiche ist Bankier und behauptet, man betrüge ihn! Ha, ha, sie geben ihm hinaus."

Damit fing die Hausjungfer, welche sehr gut mit der Gesellschaft zu stehen schien, laut zu lachen an, während Adhemar ganz leise zu seiner Dollmetscherin sagte: „Wer ist denn dieser Herr Ribobiche? — Das ist der Andalusier Azurinens, ha ha, ein kleiner, guter, sehr lustiger, sehr gefälliger Mann; man kann mit ihm anfangen, was man will, er kommt nie in Aerger."

Adhemar trat mit Azema in einen elegant möblirten Saal, wo fünf Damen und drei Herren um einen Eßtisch, über welchen man einen rothen Teppich geworfen hatte, saßen.

Die Damen alle waren jung. Eine davon war hübsch, zwei ziemlich hübsch, und zwei häßlich; die hübsche war klein, die ziemlich hübschen mager, die zwei häßlichen dick; alle jedoch zeigten die ausgelassenste Heiterkeit. Von den drei Männern war einer jung, ein hübscher Knabe mit einem Künstlerskopf; ein zweiter, etwa ein Dreißiger, hatte den Ausdruck der Lebendigkeit und Schlechtigkeit auf seinem Gesicht; der dritte endlich, Herr Ribobiche, hatte das Fünfzigste auf dem Rücken, war aber ganz rund,

ganz frisch, und schien der glücklichste Mensch von der Welt zu sein.

Die Freundin Azema's gehörte zu den mittelmäßigen Schönheiten; ihr hauptsächlichster Vorzug bestand in einem geistreichen, liebenswürdigen Wesen und in Manieren, die diejenigen einer Marquise recht glücklich nachahmten. Die ganze Gesellschaft spielte Vingt et un und schien daran das größte Vergnügen zu finden. Niemand ließ sich durch die Neuankommenden stören, die Frau des Hauses ausgenommen, welche aufstand und Adhemar anmuthig grüßte, während Azema zu ihr sagte: „Ich stelle Dir hier Herrn Adhemar vor . . . er fürchtete, unhöflich zu sein, wenn er uneingeladen käme. — Von Dir vorgestellt . . . darf der Herr nichts fürchten. — Zudem ist es Dein Nachbar, er wohnt einen Stock unter Dir, ein Grund mehr, wie mir scheint, der Förmlichkeiten sich zu begeben. — So? das ist der Herr, der einen Stock unter mir wohnt? — Ja, Madame, allein es ist wahr, ich hatte nie das Vergnügen, Ihnen zu begegnen. — Mein Gott, in Paris geht's nicht anders . . . man wohnt oft im nämlichen Hause, ohne daß man Jahr aus Jahr ein sich begegnet. — Azurine, was setzest Du?" rief die eine der dicken Damen, welche jetzt Bankhalterin war. — „Immer fünf Sous . . . das ist Regel bei mir. — Ausgenommen, wenn ich Bankier bin," sagte Herr Ribobiche lachend. „Wenn ich gesprengt werde, hat sie gewiß immer zehn Sous gesetzt. — So habe ich seit vier Tagen," fuhr Azurine, sich wieder an Adhemar wendend, fort, „auf meinem Boden eine Freundin zur Nachbarin, sie hat die Wohnung unterhalb der Nonores eingenommen . . . Nonore ist die Madame, die auch im Hause wohnt. Nun, sehen Sie, wäre sie mir heute Morgen nicht zufällig begegnet, ich hätte kein Wort davon erfahren . . . statt daß ich sie nun zum Nachtessen einlud. Sie wird nach der Oper kommen, in

der sie nie fehlt. — Ist sie vielleicht eine Dame vom Theater?“ fragte Azema. — „Nein . . . allein sie liebt das Vergnügen sehr! Das ist Eine, die ihr Geld springen läßt. — Wie nennt sie sich denn? — Madame Folicourt. — Das ist ein kriegerischer Name. — Ja, es ist eine sehr hübsche und, wie mir scheint, sogar vornehme Frau . . . ich lernte sie diesen Winter auf einem Ball in der Oper kennen; sie hatte ein bezauberndes Kostüm. Sie ist eine Ausländerin . . . — Von Pontoise vielleicht? — Mein Gott, Azema, Dir ist doch nie recht, wenn man Ausländer ist . . . Ich sage Dir hiemit, daß meine Freundin eine Italienerin ist. Ueberdies sieht man ihr das am Gesichte an. — Mein Gott! meinethalben kann sie eine Chinesin sein! Was geht das mich an? — Wenn sie nur keine Wilde ist,“ sagte Herr Ribobiche lachend, „das ist die Hauptsache! — Ah! bravo! köstlich! — Spielt der Herr vielleicht auch Vingt et un? — Ich thue Alles, was man will, Madame. — So rücken Sie vielleicht ein wenig zusammen, daß es zwei Plätze mehr gibt?“

Azema und Adhemar setzten sich an den Tisch. Die Dame, die die Bank hielt, erklärte ihnen, daß nicht über fünf Sous gesetzt werden dürfe. Der Herr mit dem Gaunergesicht, den die Damen Ernst hießen, rief: „Es ist viel anziehender, wenn man das Spiel in keine bestimmte Grenzen bannt. — Herr Ernst, wenn das Bankhalten an Sie kommt, können Sie einen so hohen Satz annehmen, als Sie wollen; was mich betrifft, so habe ich keine Lust, neunzehn Franken zu verlieren, wie letzthin eines Abends, da ich Bankhalterin war. — Nun gut . . . so setze ich einen Sou . . . — Wie, Sie wollen . . . es ist mir um so lieber! — Weißt Du auch,“ sagte die Hausfrau, sich an Azema wendend, „daß ich Trouillade begegnet bin, ich lud ihn zum Nachtessen ein. — Ah! mein alter Nachbar . . . auch der Ihrige,

Herr Adhemar. Findest Du Gefallen an diesem Menschen? — Wenn er sich auf die Romanzen beschränken will, singt er nicht übel. So z. B. singt er recht gut: eines Tages im Herbste. — Ich wäre begierig, ihn zu hören. — O, er muß uns singen; das wird ihm kein Kreuz sein. — Ei, meine Damen! bleiben Sie doch bei Ihrem Spiel ... Azema, willst Du eine Karte? — Nein, ich passe. — Ach! diese paßt immer; sie hat zwei Luchsaugen! ... und der Herr? — Ich nehme eine, Madame," versetzte Adhemar, an den diese Frage gerichtet war. — Wollen Sie noch mehr? — Ja. — Da haben Sie ein Bild. — Sehr gut. — Mein Gott! wie unglücklich bin ich bei meiner Bank, Niemand verliert! und Du, Nonore?" Nonore war die kleine hübsche Frau, die auch im Hause wohnte; sie saß neben Adhemar und hatte ihm bereits mehrmals leise zugerufen: „Schieben Sie mir doch ein Aß zu, oder ein Bild! — Sie betrügen also?" sagte Adhemar lachend. — „Ja wohl, so viel als möglich. — Ist denn das hier erlaubt? — Ja, den Frauen, aber nicht den Männern. — Ah! sehr schön. — Athenais! bringen Sie doch Punsch her. — Ach ja, Punsch!" sagte Herr Ernst, „ein ganzes Punschmeer! denn je mehr ich trinke, desto mehr gelüstet mich zu trinken."

Athenais (es ist dies der Name des Kammermädchens) brachte ein mit Punschgläsern besetztes Servicebrett herbei und sagte zu Herrn Ernst, während Sie den Punsch präsentirte: „Ich habe mit Ihnen bei Ihrer ersten Bank Halbpart gemacht. — Schön Dank! ich kenne Dich! ich werde Dich für den Walzer sparen! Sie macht Halbpart, wenn man gewinnt, und will nichts mehr davon wissen, wenn man verliert. — Sie sind wieder allerliebst feige! Herr Ribobiche wird mich gewiß nicht abweisen."

Der Fünfziger mit der glücklichen Miene nickte dem Kammermädchen, zum Zeichen des Einverständ-

nisses, mit dem Kopfe zu, die ihm dasselbe auch so freundlich als nur möglich erwiderte.

Jetzt ließ sich der Ton der heftig angezogenen Glocke vernehmen.

„Ei, wer mag auch so stark läuten!“ rief Athenais, zur Thüre laufend. „Sie werden noch unsern Glockenzug herunterreißen; das ist unanständig! — Das ist ohne Zweifel Deine Madame Folicourt,“ sagte Azema. — „O, ich glaube nicht; die Oper ist noch nicht zu Ende.“

Aber bereits ließ sich eine sehr wohlbekannte Stimme vom Eingangszimmer her vernehmen. Es war Herr Trouillade, der in einem ungeheuren Mantel von gummirter Leinwand, den er durchaus einen Makintosh nannte, und unter welchem er einen vollständigen Figaroanzug trug, eintrat, was dem Kammermädchen viel zu lachen gab.

„Seht einmal, welcher Einfall, verkleidet zu kommen ... ha, ha, ha. Und dieses Haarbüschel! — Wie, Athenais, gibt denn Deine Gebieterin keinen Maskenball?“ rief Trouillade, ein tiefes Erstaunen heuchelnd. — „Ein Maskenball im Monat Juli! das wäre ein schöner Einfall ... was wir da machen, ist eine Partie Vingt et un. — Man lud mich zu einem Nachtessen ein ... und einem Nachtessen geht regelmäßig ein Ball voraus ... ich weiß nicht, wie ich dazu kam, zu glauben, man müsse sich verkleiden... — Sind Sie mit Ihrem Geplauder bald fertig? Damit kommen Sie freilich nie zum Ziel.“

Trouillade setzte sich an den Tisch zwischen Nonore und Azurine. Er zog nach langem Suchen ein Zehnsousstück aus seiner Tasche und verlangte es zu wechseln.

„Teufel! Sie setzen so viel!“ sagte Azurine lachend zu ihm. — „Ist das zu viel? ... Ich will davon thun. — Sie können ja kaum dreimal setzen. — Wie hoch spielen Sie?“ fragte Azema den

Virtuosen. — „Ich setze einen halben Sous. — Ha, ha, ha, wir spielen nicht um halbe Sous. — Wenn man Spielmarken hat, das ist viel bequemer. — O, Sie Schöps! meinen Sie, wir ändern unser Spiel Ihretwegen. — Punsch! Punsch!" rief Ernst, „das wird dem Herrn Muth geben, und er wird einen Sous riskiren. — Ja, nur Punsch her!" sagte Trouillade, „das ist mein Lieblingsgetränk, ich mache alle Abend auf meinem Zimmer. — Du wirst Dich betrinken, Ernst," sagte der junge Künstler, sich den Bart streichelnd. — „Ich? o ich kann nie betrunken werden!"

Trouillade entschloß sich, einen Sou auf einmal zu setzen, aber man bemerkte, daß er beinahe nie Karten verlangte. Nonore, die neben ihm saß, rief: „Er paßt mit zwölf! der wird nie beet werden. — Jeder spielt auf seine Weise," sagte Trouillade, „das ist erlaubt, das heißt nicht betrügen . . . ich mache nur den Klugen. — Acht und fünfzehn, wie viel macht das?" fragte eine der Damen, die immer sehr lange brauchte, ihre Karten zu zählen. — „Du bist beet, Juliette," sagte Azurine, „gib dein Geld her. — Sie sehen," sagte Trouillade, „hätte Madame mit fünfzehn gepaßt, sie wäre nicht um ihr Geld gekommen."

Sein Klugheitssystem befolgend, hatte Trouillade dreißig Sous gewonnen, als das Bankhalten an ihn kam.

„Wenn Sie nicht Bank halten wollen, so haben Sie das Recht, die Bank zu verkaufen," sagte Herr Ribobiche zu ihm; „ich biete Ihnen einen Franc dafür."

Figaro sann nach, berechnete und bemerkte, daß drei schlechte Banken nachfolgen würden; er zählte daher das, was vor ihm lag, und durch die Hoffnung auf Gewinn angelockt, rief er endlich: „Ich halte Bank und parire Alles, was man will."

Bei dieser Ankündigung, auf welche man gar nicht gefaßt war, zogen die Männer Geld aus ihrer

Tasche: die Damen schienen neues Interesse an dem Spiel zu bekommen. Azema jedoch sagte Adhemar ins Ohr: „Er parirt Alles, was man will, und hat einundvierzig Sous vor sich . . . das scheint mir sehr bedenklich. Gewinnt er, so schiebt er Alles in den Sack; verliert er, so darf man sich auf einen Hanswurststreich gefaßt machen."

Figaro verlangte zuerst etwas Punsch; er trank zwei Gläser schnell nach einander, um sich in guten Zug zu setzen, und fing an, Bank zu halten. Sein Gesicht war während des Kartengebens anfangs ernsthaft und beinahe griesgrämig; allein die verschiedenen Gemüthsaffekte, die ihn erregten, gaben seinen Zügen bald eine außerordentliche Beweglichkeit. So oft man zu ihm sagte: „ich passe!" so zogen sich seine Brauen zusammen, seine Stirne in Falten, und er biß sich in die Lippen; so oft er jedoch hörte: „ich bin beet," erweiterten sich seine Augen, seine Züge lebten auf, seine Stirne wurde strahlend, und mit einem bezaubernden Lächeln zog er das Geld des Spielers ein.

„Zwölf und neun, wie viel macht das?" fragte den Bankier die Dame, welche nie dazu kommen konnte, ihr Spiel zusammenzurechnen. — „Sie haben verloren, bezahlen Sie und werfen Sie ihre Karten weg," rief Trouillade, indem er sich beeilte, die Karten neu auszugeben. — „Wie, wie? sie hätte verloren," sagte Nonore. „Macht denn zwölf und neun heut zu Tage nicht mehr einundzwanzig? — Zu spät! das Spiel ist schon herum . . . überdies hatte die Madame dreizehn und neun . . . ach, wenn man auf die alten Spiele zurückkommt, so verwirre ich mich und komme draus. — Unser Bankier macht den Robert Macaire allerliebst," sagte die Lorette zu dem jungen Künstler. Dieser strich sich den Bart und versetzte mit einer kläglichen Miene: „Wenn wollen Sie, daß ich Ihr Portrait malen soll? —

Sobald Sie es ähnlich machen werden, mein lieber Freund, und wir nicht hier sind."

Der Künstler that, als ob er lachen wollte, erwiderte jedoch ärgerlich: „Uebrigens sagte ich dies nur aus Scherz zu Ihnen, denn ich male nur noch Geschichte. — Und ich sitze nicht mehr zu geschichtlichen Gemälden," versetzte Nonore, in ein Gelächter ausbrechend. — „An's Spiel doch!" rief Figaro, der mit Schrecken sah, daß das Glück ihm den Rücken kehrte, und dessen Stirne sich mit immer größeren Schweißtropfen bedeckte, je mehr er bezahlen mußte. Nach zweimaligem Bankhalten war das Geld des Bankiers verschwunden. Gleichwohl legte er nichts vor sich heraus und fuhr fort, die Karten auszugeben mit dem Rufe: „Spielen Sie weiter ... ich parire Alles."

Als sich jedoch Trouillade, dessen Augen aus dem Kopfe springen wollten, nach einigen Spielen überall hin verschuldet sah, ergriff er den Ausweg und stieß beim Ausgeben der Karten mit seinem Arme an die Glaslampe, die mitten auf dem Tische stand. Die Lampe fiel um, das Glas zerbrach, das Oel ergoß sich in Strömen über den Teppich, über die Karten und über das Geld. Die Damen sprangen vom Tische weg, Töne des Schreckens ausstoßend, indem sie Oelflecken auf ihr Kleid zu bekommen fürchteten; ebenso machten es die Männer, während Trouillade aufstand und einen Zipfel des Teppichs zu sich herzog, so daß alle Spieleinsätze untereinander kamen.

„Sie sind recht ungeschickt, Herr Trouillade," sagte Azurine, die umgeworfene Lampe brtrachtend. — „Ich bin trostlos, Madame Polatinskiskoff, ich bin confuß," rief Figaro, „ich begreife nicht, wie das kam. — Ich begreife es sehr gut," sagte Azema. — „Der Punsch wird mein Gesicht umnebelt haben. — Es ist nur ein Glas und eine Kugel zerbrochen," sagte Herr Ribobiche; „das Unglück ist nicht groß. —

Aber mein Teppich ist voll Flecken. Athenais, bringen Sie doch eine Serviette, oder irgend etwas, damit man da auftrocknen kann."

Allein das Kammermädchen gab bloß von weitem zur Antwort: „Ich kann nicht . . . ich richte das Nachtessen zu . . . wenn man mich stört, so werde ich nicht damit fertig."

Als Frau Polatinskiskoff sah, daß ihre Hausjungfer nicht kommen wollte, entschloß sie sich, selber zu gehen. Bald hatte sich die Ordnung so ziemlich wieder hergestellt.

„Aber unsere Spieleinsätze," sagte die hübsche Nonore. — Alles ist unter einander gerathen, wie sollen wir sie wiederfinden? — Ich hatte zum wenigsten sechs Franken vor mir liegen. — Und ich hundert Sous. — Und ich, meine Damen," sagte Trouillade, „weiß zwar nicht mehr, wie viel ich hatte, aber ich will Alles verlieren unter der Bedingung, daß man von mir nichts mehr verlangt. — Das ist nicht übel! er will Alles verlieren und hatte doch nichts. — Sie entschuldigen! so eben wollte ich viel Geld vor mich hinlegen, aber gerade fiel die Lampe um."

Der Klang der Glocke und die Ankunft der Dame, von welcher Azurine gesagt hatte, setzten dieser Erörterung ein Ziel. Jeder verzichtete auf sein Geld zu Gunsten Figaro's, der wieder heiter und äußerst lebhaft wurde, beständig wieder seine Triller schlug und sich wie ein Hanswurst in alle Ecken des Saales postirte.

Die neue Lorette war eine noch ganz junge Frau, die aber ein bleiches, abgemagertes, erschöpftes Gesicht und von ihrer ursprünglichen Schönheit nichts mehr erhalten hatte als sehr große schwarze Augen und glänzende, glatte, wie Ebenholz schimmernde Haare. Uebrigens hatten ihre Züge mehr Glanz als Feinheit; sie trugen jedoch einen ausländischen Stempel, der sie vielleicht verhinderte, gewöhnlich zu erscheinen, und ihnen einen gewissen Reiz gab.

Die Kleidung der Madame Folicourt hatte etwas mehr Gefallsüchtiges als Geschmackvolles, und ihr Aufzug verrieth auf den ersten Anblick, daß die Bestandtheile ihrer Toilette nie in gehöriger Ordnung waren, Ihr Sichgehenlassen gränzte beinahe an Fahrläſſigkeit; der Zipfel ihres Shawls kehrte den Fußboden und beständig führte sie einige Bendel im Schlepptau nach sich.

„Sie kommen recht spät, meine Schöne!" sagte Azurine zu der neuen Wittwe, die sich auf einen Divan warf, hierauf ihren Hut links und ihren Shawl rechts von sich schleuderte, ohne sich darum zu kümmern, wohin sie fallen würden. — „Mein Gott! das ist meine Schuld nicht . . . so eben erst ist die Oper aus! Doch es ist wahr, ich nahm etwas Gefrorenes zu mir. . . — Und Sie kommen allein? Sie haben Ihren Cavalier nicht mitgebracht? . . . Aus welchem Grund? — Man hat morgen früh Geschäfte . . . man war etwas unpaß . . . ich rieth ihm, sich zur Ruhe zu begeben . . . und dann ist er so eifersüchtig! . . . Es verdrießt mich gar nicht, manchmal der Fesseln ledig zu sein . . . es ist so selten der Fall! — Macht sie die Wortkrämerin?" flüsterte Azema, sich Nonoren nähernd. „Diese Frau ist mir zuwider. . . sie ist bereits welk . . . — Und der Ring um ihre Augen; so groß wie ein Teller."

Auch die Männer unterzogen Madame Folicourt einer Prüfung, behielten aber ihre Gedanken für sich. Herr Ribobiche schien die junge Dame sehr hübsch zu finden, der Künstler bedauerte, daß sie kein italienisches Kostüm anhabe, und Herr Ernst beschaute sie sich vom Kopfe bis zum Fuß nicht anders, als ob es sich um eine Waare gehandelt hätte. Adhemar anlangend, so war ihm beim ersten Anblick an der Lorette wenig aufgefallen; allein beim Ton ihrer Stimme gerieth er in lebhafte Bewegung, und da er sich von da an fortwährend mit einer größeren

Aufmerksamkeit ins Auge faßte, so steigerte sich diese Bewegung immer mehr.

„Daß ich Sie nur nicht störe... Sie machten vorhin irgend ein Spiel!“ sagte Madame Folicourt. — „Wir spielten Vingt et un, damit sind wir aber jetzt zu Ende; Dank diesem Herrn, der meine Lampe zerbrochen und Alles befleckt hat. Ich verzeihe ihm zwar, weil er im Figarokostüm da ist; auch hat er uns bei seinem Eintritt so viel zum Lachen gegeben, daß ich ihm keinen Groll nachtragen kann! Allein wir wollen jetzt an's Nachtessen. — Ach ja!“ sagte Trouillade, „und beim Nachtessen wollen wir singen. Ich will sagen: nach dem Nachtessen. — Und bei Tische werden Sie die Lampen gewiß nicht umwerfen,“ sagte Azema zu Figaro. — „Hm, das war boshaft! — Sind Sie fertig, Bibi?“

Jungfer Athenais trat in den Saal und rief: „Herr Ribobiche! habe ich gewonnen? Wie viel beträgt mein Antheil an unserer Bank? — Meine liebe Freundin, das Bankhalten kam nicht wieder an mich! Es traten Unfälle, störende Umstände dazwischen... allein nach dem Nachtessen, wenn wir wieder spielen werden, sollst Du meine Associé sein.“

Die Kammerjungfer machte ein verdrießliches Gesicht und murmelte: „Daß Dich! die Madame schiebt Alles in ihren Sack und läßt mir immer das Nachsehen! Nicht einmal meinen Lohn erhalte ich! — Ei, meine liebe Freundin!“ sagte Azurine zu Madame Folicourt, „ich will Dich meinem Nachbar von der untern Etage vorstellen; da Du seit vier Tagen im Hause wohnst, ist er ja auch der Deinige. Eine mir befreundete Dame hat ihn mitgebracht; ich kannte diesen Herrn nicht, allein er weiß sich sehr gut zu benehmen und... Potz tausend! wo ist er denn?“

Azurine schaute links und rechts, bemerkte aber von Adhemar, der sich in einem Augenblick, wo Alles im Gespräch begriffen war, aus dem Saale weggestohlen hatte, keine Spur.

„Wie! ist denn der Herr fortgegangen?“ fragte die Frau des Hauses Azema. Als diese Adhemar nirgends mehr entdeckte, versetzte sie: „Er ist wahrscheinlich hinunter... das ist Jedem erlaubt; es kann Einem ja das Bedürfniß ankommen, sich zu entfernen, das pflegt Jedermann so zu gehen; allein er wird wieder heraufkommen, er weiß ja, daß wir jetzt zu Nacht speisen. — Und ich bin der Meinung, wir könnten uns immerhin zu Tische setzen!“ rief Figaro, einen Luftsprung im Saale machend; „mein Magen schreit wie ein Kind von zwei Tagen... Ueberdies hat Herr Marilly zu viel Artigkeit, als daß er Willens sein könnte, die Damen hinzuhalten. — Herr Marilly!“ rief die junge Fremde, so daß man den Eindruck der Ueberraschung bei ihr nicht verkennen konnte. „Der Herr, der vorhin da war...nennt sich Marilly? — Allerdings, Adhemar Marilly,“ erwiderte Azema, Madame Folicourt scharf fixirend, welche mit verändertem Tone murmelte: „Adhemar Marilly... das ist er, und kein Anderer! — Wie, kein Anderer? Kennen Sie ihn denn? — O ja! ich lernte ihn kennen... in Italien... er ist verheirathet... — Verheirathet!“ rief Azema, „o dann sehe ich wohl, daß Sie ihn nicht kennen: Herr Adhemar ist ein lediger Mann... Wir wohnten lange Zeit neben ihm... auf dem Boulevard Saint-Denis, nicht wahr, Trouillade? Und da war er nie verheirathet. — Ja, ja, er ist Hagestolz!“ rief Figaro, „oder führt wenigstens ein Hagestolzenleben... allein ich wollte, wir speisten zu Nacht! Was hält Madame Polatinskiskoff davon?“

Die junge Ausländerin, welche nachdenklich geworden war, sagte nach einer Pause: „Ich kann mich täuschen... es ist vielleicht doch nicht die mir bekannte Person. — Je nun, darüber werden Sie bald in's Klare kommen können, wenn Sie ihn sehen,“ sagte Azema, der an dem Verhältniß sehr viel zu

liegen schien, das zwischen Adhemar und Madame Folicourt stattgehabt haben möchte. „Der Nachbar wird bald wieder da sein . . . Sie werden dann bei seinem Anblick bald sehen, ob er ein und dieselbe Person mit der ist, die Sie in Italien kennen gelernt haben. — Ei, ei! Haben Sie mich den Tisch umsonst decken lassen?“ rief die am Eingang des Saales sich zeigende Athenais. „Wenn die Suppe kalt wird, meiner Treu, desto schlimmer! Ich stelle sie nicht mehr an's Feuer. — Die Suppe ist aufgetragen!“ rief Trouillade, Jedermann in den Eßsaal treibend: „die Suppe ist aufgetragen und man läßt sie kalt werden! Das ist schmählich, das ist zum Sichselbstaufspeisen! — So gehen wir denn an's Essen,“ sagte Azurine, „dann kommt der Nachbar vielleicht.“

Jedermann begab sich jetzt in den Speisesaal, wo ein ziemlich elegantes Gedecke hergerichtet worden war. Jeder nahm Platz; zwischen Azema und Azurine ließ man jedoch ein Couvert übrig: es war der für Adhemar bestimmte Platz.

Trouillade hatte zwei Teller Suppe verschlungen, bevor noch Jemand mit dem seinigen fertig geworden war; er wiederholte ohne Unterlaß: „Ich bin närrisch mit der Suppe heute Abend . . . ich könnte die ganze Nacht davon essen . . . Madame Polatinskiskoff, ich muß Ihnen in Betracht dieser Suppe meinen vollkommenen Beifall geben!“

Die junge Fremde schien in Gedanken zu sein, während Azema ungeduldig wurde, als sie Adhemar nicht wieder kommen sah. Man hatte Suppe aufgetragen und sie an den unbesetzten Platz gestellt; als Figaro, der wahrscheinlich noch mehr davon wünschte, dies bemerkte, murmelte er: „Seine Suppe wird kalt werden . . . das ist recht ärgerlich! . . . Ich fange an zu glauben, daß er nicht mehr heraufkommen wird. — O, das ist nicht möglich!“ sagte Azema; „Herr Adhemar hat zu viel Lebensart, als daß er sich gegen

uns so unhöflich benehmen könnte . . . allein er hat sich vielleicht etwas unwohl gefühlt . . . ich will doch hinabgehen, um zu sehen, was an ihm ist . . . denn wenn er krank wäre . . . — Geh', geh', Azema! und wenn ihm irgend etwas fehlt, wollen wir ihm Thee machen."

Azema ging weg; unterdessen labte sich die Gesellschaft am Geflügel und an einer Pastete. Trouillade rief: „Ich bin diesen Abend ganz närrisch mit der Pastete; es gibt Personen, die behaupten, es sei eine schwere Speise, mir dagegen gleitet sie hinunter wie Zuckerwasser. Aber seht, da ist ein Teller mit Suppe, die vergeblich auf einen Herrn wartet . . . ich bin der unmaßgeblichen Meinung, man könnte sie verwenden . . . Madame Polatinskiskoff, Ihre Pastete ist köstlich!"

Zehn Minuten verstrichen und Azema kam immer noch nicht wieder herauf.

„Das ist auffallend," sagte Azurine, „Niemand kommt wieder! Was ist wohl aus den Beiden da unten geworden? — Der Herr wird wahrscheinlich unwohl sein," sagte die artige Nonore. — „Ich hätte Lust, auch nachzusehen," fuhr Azurine fort. — „Ich lege Protest ein," sagte Herr Ernst, „so könnte die ganze Gesellschaft verschwinden! Man brächte die Essenszeit damit zu, einander nachzulaufen. — Ich meines Theils würde recht gerne hinabgehen," sagte Figaro, nach einem Teller mit Geflügel greifend, „denn die Sache ist wirklich außerordentlich . . . allein Geflügel beim Souper ist mein Leibessen . . . es ist so leicht verdaulich, so saftig! — Sagen Sie lieber gleich, daß diesen Abend Alles Ihr Leibessen ist," murmelte der Künstler etwas ärgerlich, als er Figaro sich eines Stückes bemächtigen sah, wozu auch er Liebhaber gewesen wäre.

Endlich zeigte sich Azema wieder; allein ihr Gesicht glühte, und aus ihren Augen sprach Zorn und

Aerger; sie war so sehr in Athem, daß sie kaum sprechen konnte.

„Wie ist's? Du kommst allein?“ sagte Azurine zu ihr; „was ist denn dem Nachbar? — Was ihm ist?... Was ihm ist?... Ach, ich fasse es rein nicht! ...In der That, das ist schändlich, das ist abscheulich . . . ein Zorn kocht in mir, der mich fast erstickt! — Nun, nun, beruhige Dich doch und erzähle! — Ich ging zu Herrn Adhemar hinunter, ich klingle an seiner Thüre...Niemand öffnet; ich reiße fast die Glocke herunter... Niemand antwortet; jetzt sagte ich zu mir: Es muß ihm übel geworden sein... er hört mich ja nicht. Ich bin untröstlich und steige zu dem Pförtner herunter, um ihn zu fragen, ob er nicht einen Hauptschlüssel in sein Logis habe... kurz, irgend ein Mittel wüßte, die Thüre zu öffnen; ich wußte nicht mehr, wo mir der Kopf stand, ich war wie toll. Der Pförtner schlief nicht, ich sagte zu ihm: Herr Adhemar ist sehr krank auf seinem Zimmer, denn er kann mir nicht öffnen . . . man wird einen Arzt, einen Schlosser holen müssen. Auf dies fing der Dummrian von Pförtner zu lachen an und versetzte: So, er ist krank? Und doch ging er vor einer Viertelstunde aus und ist seither nicht zurückgekommen. Sie sind ein Narr, sagte ich zu ihm, Herr Adhemar kann nach Mitternacht nicht ausgegangen sein, um so weniger, als wir ihn beim Nachtessen erwarten. — Ob Sie ihn erwarten, weiß ich nicht, aber zählen Sie darauf, er ging aus, ich selbst habe ihm die Thüre aufgemacht; er weckte mich sogar, um ihm den Riemen aufzuziehen. Das hat mir so eben der Pförtner berichtet; ich kann mich nicht genug wundern! ... Ich bin von der Sache ganz angegriffen; ich komme gar nicht aus ihr!“

Die ganze Gesellschaft theilte das Erstaunen Azema's; die junge Fremde allein sagte nichts und enthielt sich jeder Bemerkung über das Benehmen des Nachbars.

„Das nimmt mich so sehr Wunder, daß er ausgegangen sein soll,“ sagte Azema, „das ist höchst sonderbar; es muß ihn irgend ein triftiger Grund bestimmt haben, sich aus dem Staube zu machen.“

Dabei sah Azema Madame Folicourt von der Seite an; dieselbe schien jedoch Dem, was um sie her gesprochen wurde, keine Aufmerksamkeit zu schenken.

„Sei dem nun, wie ihm wolle,“ sagte Herr Ribobiche, „ich sehe nicht ein, warum das Ausbleiben dieses Herrn uns an unserem Essen und unserer Heiterkeit stören sollte . . . Ueberdies hat er möglicher Weise ein Geschäft, er kann immer noch kommen.— Ganz recht,“ sagte Figaro, Athenais ein Zeichen gebend, ihm den für Adhemar bestimmten Teller mit Suppe herüberzubieten, „er kann noch kommen; jedenfalls ist auch ohne ihn das Essen der Madame Polatinskiskoff ausgezeichnet.“

Trotz der Bemerkung Herrn Ribobiche's und dem Appetite Figaro's schadete das Verschwinden des Nachbars der Heiterkeit des Imbisses sehr: Azema war mißstimmt, Azurine ärgerlich, die übrigen Loretten verlegen, und die junge Italienerin immer nachdenklich und mit etwas Anderem beschäftigt.

Die Gesellschaft blieb dessen ungeachtet über eine Stunde bei Tische. Allein Adhemar kam nicht wieder, und als man Figaro nicht zum Singen aufforderte, trank er so entsetzlich, daß er nicht mehr reden konnte und den Namen der Madame Polatinskiskoff auf eine Weise aussprach, welche die Damen fast zum Erröthen brachte. Endlich dachte Jeder an's Nachhausegehen: der junge Künstler nahm die Heimbegleitung der zwei Loretten über sich; Herr Ribobiche machte den Geleitsmann der dritten, so wie Azema's, die keinen Cavalier mehr hatte. Herrn Ernst anlangend, so unterzog er sich der Arbeit, Figaro nach Hause zu schaffen.

Als Azema von Madame Polatinskiskoff Abschied

nahm, sagte sie ihr in's Ohr: „Das ist Niemand als Deine vertraute Ausländerin, die Herrn Adhemar zur Flucht veranlaßte... ich wollte darauf wetten! Aber sie soll mir es entgelten, ich werde hinter ihre Schliche kommen."

Einstweilen riß Azema, um ihrem Zorne einige Genugthuung zu verschaffen, den Handgriff von Adhemars Glocke herunter, als sie an seiner Thüre vorüberging.

Fünftes Kapitel.

Die Italienerin. — Neue Entdeckungen.

Als es Adhemar über allem Zweifel gewiß war, daß Madame Folicourt wirklich die Person war, die er in ihr zu erkennen glaubte, dachte er an nichts Anderes mehr, als an schleunige Flucht, an ungesäumte Entfernung, bevor noch die junge Fremde ihn bemerkt haben würde.

Als er von Azurine fort war, konnte es ihm nicht einfallen, sich auf sein Zimmer zu begeben; er schloß mit Recht, Azema, über seine Abwesenheit verdutzt, werde nach ihm sehen, nach seinem Befinden fragen, und von Jemand getroffen zu werden, war gegen seine Absicht; um alle Welt nämlich wäre er nicht wieder zu seiner Nachbarin hinaufgegangen.

Als sich Adhemar auf der Straße sah, lief er auf Gerathewohl fort; wohin der Weg ihn führe, war ihm gleichgültig. Die Hauptsache für ihn war die Entfernung von diesem Hause, das ihn mit einer Frau zusammengeführt hatte, die er in seinem Leben nie wiederzusehen hoffte, und deren Anwesenheit ihm alle seine Leiden wieder vergegenwärtigte.

Zum Glück war man mitten im Sommer; das Wetter war schön, die Luft milde und warm; bei Nacht spazieren zu gehen war eine Lust. Adhemar

lief lange Zeit fort, nicht anders, als ob er besorgt hätte, die Entfernung zwischen ihm und der Person, welche die Ursache seiner Flucht gewesen war, könnte nicht groß genug werden.

Als endlich seine Füße gegen einen weiteren Marsch Einsprache thaten, schaute er um sich, suchte sich einen bequemen Ausruheplatz aus und bemerkte jetzt erst mit Erstaunen, daß er sich im freien Felde befand; er hatte nicht bemerkt, daß er Paris verlassen hatte. Der Tag fing an heraufzudämmern; er setzte sich unter einen Baum. In kurzer Zeit fühlte er sich ruhiger; die Morgenluft wehte erfrischend um sein Haupt; er war jetzt im Stande, über seine Lage nachzudenken.

„Pepita ist's, die ich wiedersah," sagte er zu sich, „Pepita, die Ursache aller meiner Leiden... Sie verließ Italien, ist in Frankreich, in Paris... welche Veränderung seit drei Jahren! Ist dies jene einst so hübsche, so blühende, so reizende und so gefallsüchtige Italienerin? Sie ist noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt... und ihre Schönheit, ihre Blüthe, ihre Jugend... Alles dahin! Als sie in den Saal trat, war ich nicht im Stande, sie wieder zu erkennen... nicht im Stande, sie für Pepita zu halten!... Sie bemerkte mich zwar nicht, aber man wird mich vermissen... meinen Namen vor ihr genannt haben... und wenn sie ausgeplaudert hätte, was sie zu verheimlichen schwor!... Sie wohnt in ein und demselben Hause mit mir! Wenn das Carlesia zu Ohren käme, müßte sie dann nicht auf den Glauben kommen, ich wolle wieder etwas von dieser Frau... habe mich ihr geflissentlich wieder genähert? Ach! ich kann unmöglich unter Einem Dache mit Pepita wohnen; noch diesen Tag werde ich meine Wohnung verlassen."

Adhemar wartete mit Ungeduld, bis es heller Tag war, um sich wieder auf den Weg zu machen. Er bemerkte einen Bauern, fragte ihn, wo er sich

befinde, und erhielt zur Antwort, daß er auf seinem nächtlichen Spaziergang Clignancourt erreicht habe. Er ließ sich hierauf den Weg nach Paris zurück zeigen, setzte sich wieder in Marsch, und war um halb fünf Uhr wieder vor seiner Wohnung in der Straße Navarin.

Um diese Tageszeit muß man lange läuten, bis einem geöffnet wird; endlich erwachte der Pförtner und sagte, die Augen reibend: „So, mein Herr, Sie sind's? Die Damen waren recht in Sorge um Sie... Sie wissen, die Lorette im vierten Stock, wir haben gegenwärtig drei im Hause... man behauptete, Sie liegen bewußtlos in Ihrem Zimmer. Ich hatte gut sagen: Herr Marilly ging aus, ich habe ihm die Hausthüre aufgemacht! Eine junge, nicht im Hause wohnende Dame war da; ob sie eine Lorette ist, weiß ich nicht, aber sie that wie wüthend... sie wollte durchaus Ihre Thüre erbrechen! Glücklicher Weise zeigte ich Festigkeit... — Alles gut... allein es handelt sich nicht mehr um das, ich verlasse meine Wohnung... ich ziehe sogar noch heute aus; ich gehe auf Reisen, ich verlasse Paris. — Wie, mein Herr! Sie ziehen aus und haben nicht aufgekündigt! Der erste Termin ist vorüber, Sie können für jetzt nicht ausziehen! — Für Geld kann man Alles. Ich werde diesen Termin bezahlen, und sollte es nöthig sein, auch den zweiten; sorgen Sie für meine Rechnungen, Sie ziehen ja den Miethzins ein. — Was, der Herr will uns im Ernste verlassen? Und jetzt, da wir drei Loretten im Hause haben! — Schreiben Sie mir meine Rechnung und holen Sie mir den Tapezier, von dem ich meine Möbeln habe; ich habe im Sinn, sie ihm wieder abzutreten. — Den Tapezier? Allein es ist ja noch nicht fünf Uhr Morgens, mein Herr! Alles liegt noch in tiefem Schlafe in diesem Viertel... man steht in der Chaussée d'Antin nicht so früh auf wie in der Vorstadt Saint-Antoine."

Adhemar mußte seinem Pförtner Recht geben;

er entschloß sich, in seine Wohnung hinaufzugehen, nachdem er ihn ersucht hatte, ihm den Tapezier zu holen, sobald er aufgestanden sein würde.

Adhemar sah den Griff seiner Glocke am Boden liegen; er errieth wohl, daß ihn Azema heruntergerissen haben müsse. Er suchte beim Oeffnen seiner Thüre so wenig Geräusch als möglich zu machen und fing an, seine Effekten zu packen.

„Wenn ich meine Möbeln forttragen ließe," sagte er zu sich, „so wäre bald kein Geheimniß mehr, wo ich wohne, und doch ist meine Absicht, daß Niemand im Hause es erfährt... bin ich ja doch selbst noch hierüber im Ungewissen. Allein ich werde einen Wagen nehmen, mein Gepäck hineinschaffen, und dann — fortfahren, gleichviel wohin, es fehlt in Paris nicht an Wohnungen."

Adhemar war höchstens zehn Minuten auf seinem Zimmer, als er leise an seine Thüre pochen hörte. Er dachte, der Pförtner wolle ihm seine Rechnung zustellen, ehe er den Tapezier hole, dem er seine Möbeln zu verkaufen gedachte, und öffnete; allein er wurde bleich und ein Zittern befiel ihn, als er die junge Italienerin vor sich sah, die er Tags zuvor wieder erkannt hatte.

Diese Person, die in Paris den Namen Madame Folicourt angenommen hatte, während ihr eigentlicher Pepita war, war in einen großen, weißen, sehr schlecht um ihren Leib befestigten Pudermantel gehüllt; eine Haube von kirschrother Farbe bedeckte ihren Kopf fast ganz, während die langen Flechten ihrer schwarzen Haare unordentlich auf ihren Hals und ihre Schultern fielen. In diesem einfachen Anzug war die junge Italienerin viel verführerischer, als Tags zuvor in dem Putze einer eleganten Lorette.

Ohne bei dem Eindruck, den ihre Erscheinung auf Adhemar machte, eine Bewegung zu erkennen zu geben, trat sie in's Zimmer, warf sich auf einen

Divan und sagte: „Ich wußte wohl, daß Sie endlich kommen würden... Ich hörte Sie vorhin die Thüre öffnen und bin nun hier, weil ich durchaus mit Ihnen zu sprechen wünschte. War ich vielleicht die Veranlassung Ihrer gestrigen Flucht, mein Herr? — Ja, Madame," versetzte Adhemar, indem er versuchte, etwas ruhiger zu erscheinen. — „Mein Anblick ist Ihnen also zuwider? Es war eine Dame da, die recht sehr in Aerger gerieth... sie konnte durchaus nicht glauben, daß Sie ausgegangen seien... sie schoß Blitze mit ihren Augen auf mich... ha, ha! — Haben Sie vielleicht erwähnt, daß Sie mich kennen? Sagten Sie vielleicht, daß..." Adhemar hielt mitten in seinem Satze inne, sah aber Pepita scharf an; diese ließ ein bitteres Lächeln um ihre Lippen spielen und erwiderte: „Nein, nein, ich sagte nichts."

Adhemar schien ruhiger und versetzte: „Ich danke Ihnen... Sie werden sich an das Versprechen erinnern, das Sie mir bei unserem letzten Zusammentreffen gaben. — Ja... allein ich begreife in der That nicht, zu welchem Zwecke!... denn Sie sind ja doch verheirathet! — Es ist so gut, als ob ich es nicht mehr wäre, oder vielmehr gar nie gewesen wäre," erwiderte Adhemar traurig. — „Und Ihre Frau... was haben Sie mit ihr angefangen? Was ist aus ihr geworden?"

Adhemar machte eine Bewegung der Ungeduld, lief eine Weile im Zimmer auf und ab, setzte sich dann in ziemlicher Entfernung vom Divan nieder und sagte: „Lassen wir dies Alles unbesprochen... ich sage Ihnen nochmals, daß ich überall für einen Junggesellen gelte... Sie würden mir einen schlechten Dienst erweisen, wollten Sie das Gegentheil aussagen... Ich brauche Ihnen meine Gründe nicht zu sagen, Sie kennen sie genau... und jetzt sagen Sie mir gefälligst... was mir das Glück... kurz, was Sie zu mir herführt? — Ist Ihnen denn mein

Besuch zuwider? — Ja, Madame," gab Adhemar mit einem strengen Tone zur Antwort, einem Tone, der zu verstehen gab, daß alle Buhlerkünste an ihm verloren seien.

Die junge Italienerin wechselte die Farbe, ihre Lippen preßten sich zusammen, ihre Augenbrauen zogen sich in Falten und mit dem Ausdruck des Aergers rief sie: „Sie dürfen übrigens überzeugt sein, mein Herr, daß ich Sie nicht aufsuchte und daß mich nicht die Hoffnung nach Frankreich trieb, mit Ihnen wieder zusammenzutreffen. Sie müssen wissen, daß ich beinahe schon achtzehn Monate in Paris wohne. Man findet hier viel Vergnügen; jedoch sind die Männer sehr unbeständig!... Dessen ungeachtet wäre ich recht gerne hier, wenn ich nicht so oft an meiner Gesundheit litte; die Aerzte behaupten, die Schuld liege an mir, weil ich zu viele Nächte durchwache und zu viel auf die Bälle gehe! Allein ich höre nicht auf ihre Reden. Das Vergnügen ist mein Götze, und ich glaube, ich würde vor Langeweile sterben, wenn ich keine Unterhaltung mehr fände! Ich bin keine Freundin von Büchern, vom Lande; die Einsamkeit ist mir verhaßt... ich muß immer Leute, Lärmen, Anbeter um mich haben... Frauen, die laut auflachen, und Männer, die Complimente an mich richten. Sobald es damit zu Ende ist, sobald ich allein mit mir selbst bin, werde ich unruhig, traurig; eine Anwandlung von Furcht scheint sich dann bei mir einzustellen."

Pepita vollendete ihre Erzählung mit einem Schmelz der Stimme, welchen sie beim Beginn derselben nicht gehabt hatte. Es war eine Frau, welche einzusehen schien, daß sie über einem, ihr den unvermeidlichen Untergang drohenden Abgrund schwebe, die aber nicht die Kraft hat, den Rückzug zu versuchen.

Als sie zu sprechen aufgehört hatte, warf Adhemar auf die junge Frau einen Blick, in welchem mehr Mitleid als Vorwurf lag, und sagte in sanfterem

Tone zu ihr: „Je nun... damit sagten Sie mir überall noch nicht die Veranlassung Ihres jetzigen Besuches."

Die junge Italienerin fuhr mit der Hand über die Stirne, warf ihre langen schwarzen Flechten zurück, wurde wieder lebhaft und munter und versetzte: „Mein Herr!... ich weiß, daß Sie sehr dienstfertig, sehr edelmüthig sind... ich werde wirklich durch unerträgliche Gläubiger in die Enge getrieben... meine Nähterin, meine Modehändlerin, was weiß ich für Leute, lassen mir keine Ruhe! Nichts langweiliger, als diese Gläubiger! Ich sollte Vermögen, beträchtliches Vermögen haben... wie glücklich würde ich mich dann fühlen!... Aber ich weiß nicht, wie es kommt, in Paris sind die Männer meist ohne großes Vermögen... Ich versichere Sie, ich wußte nicht mehr, wo mir der Kopf stand... als ich aber gestern Ihren Namen aussprechen hörte, sagte ich alsbald zu mir: wenn er es ist, wird er wir wohl eine Gefälligkeit nicht versagen; denn wenn ich mein Land verließ, wenn ich so viele Thorheiten beging, trägt nicht er die Schuld, ist nicht er die erste Ursache davon? — Wohlan, was bedürfen Sie, was wünschen Sie?" sagte Adhemar lebhaft. — „Geld und abermals Geld. Glauben Sie mir, mit der Romantik ist es bei mir zu Ende, ich fange an zu begreifen, daß die Liebe ohne Geld eine werthlose, abgeschmackte Sache ist. — Ich glaube, Sie haben die Liebe nie anders kennen gelernt!" sagte Adhemar, sich verächtlich abwendend. — „So? Meinen Sie? Ich könnte Ihnen Manches hierauf erwidern, allein es würde Sie nur langweilen und mich nicht minder. Ich will Sie lieber bitten, mir fünfzehnhundert Franken zu leihen, damit ich meine Schulden bezahlen kann; Sie sehen, die Summe ist unbedeutend."

Adhemar bedachte sich keinen Augenblick; er ging an seinen Schreibtisch, nahm die verlangte Summe heraus und überreichte Pepita zwei Bankbillete mit

den Worten: „Hier, Madame! nehmen Sie . . . ich wünsche, dieses Geld möchte Sie aus der Klemme befreien, in der Sie sich befinden, und Ihnen die Zerstreuungen verschaffen, ohne welche Sie nicht leben können... allein ich bitte Sie, erinnern Sie sich an Ihr Versprechen; bringen Sie meinen Namen nie mehr über Ihre Lippen; vergessen Sie, daß Sie mich kannten, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange."

Pepita nahm die Bankbillete, allein sie schaute den jungen Mann auf eine ganz eigene Weise an und stammelte: „Ich soll vergessen, daß ich Sie kannte. . . das ist Alles, was Sie von mir wünschen . . . Ich werde mein Möglichstes thun, Ihnen nicht mehr beschwerlich zu fallen . . . da ja meine Besuche Ihnen so unangenehm sind."

Die Italienerin erhob sich, that einige Schritte im Zimmer, stand dann still, sah sich Adhemar'n scharf an, und sagte: „Sie standen also ganz und gar davon ab, mit Ihrer Frau zusammenzukommen, seit sie entdeckt hat . . ."

Adhemar ließ Pepita nicht ausreden, er rief voll Ungeduld: „Ich bat Sie, nicht mehr vom Vergangenen zu sprechen . . . Sie sind die Ursache aller meiner Leiden . . . denn ich liebte meine Frau. . . und liebe sie noch . . . — Das ist die Folge der Trennung!" sagte Pepita spöttisch. — „Kurz, ich sage Ihnen nochmals, ich gelte in den Augen der Welt für unverheirathet . . . und werde es für künftig immer bleiben. — Madame war also nicht Willens, Ihnen zu vergeben? das setzt mich in Erstaunen, denn . . . — Aus Barmherzigkeit, Pepita, lassen wir diese Unterhaltung. Sie dürfte gleich peinlich für uns Beide sein . . . Ich stellte Ihnen die gewünschte Summe zu . . . ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. — Wie Sie wollen; ich für meinen Theil könnte Ihnen etwas sagen, allein da es nicht in Ihrem Wunsche liegt . . . — Ach ja, Sie haben Recht, man muß alle diese Ge-

schichten beruhen lassen. Adio, Signor . . . Ach! unser Sprüchwort hat Recht: Lontano degli orchi; lontano dal cuore! * Nichtsdestoweniger ist es schade!"

Pepita sah Adhemar'n nochmals an, lächelte ihm zu, beschaute sich im Spiegel, wickelte sich in ihren Pudermantel und ging endlich aus dem Zimmer; doch konnte sie nicht unterlassen, sich vorher noch mehrmals umzudrehen, um zu sehen, ob der junge Mann sie nicht zurückrufen werde.

Als sie weg war, schien Adhemar wieder freier zu athmen; er untersuchte die Thüre, ob sie fest verschlossen sei, und als er sich hievon versichert hatte, schritt er wieder an's Einpacken. „Es ist mir nicht mehr möglich," sagte er zu sich, „die Gesellschaft dieser Frau auch nur halb erträglich zu finden . . . Wie man sich doch verändert! Einst kam sie mir so hübsch vor . . . und sie war es in der That. Ich durfte ihr die an mich gestellte Forderung nicht verweigern! Ein großes Glück, wenn sie mich um diesen Preis in Ruhe läßt. Zwar schmelzen meine Gelder bedeutend... und diese Termine sind auch zu bezahlen... allein glücklicher Weise werde ich so viel aus meinen Möbeln lösen, daß ich die Zurückkunft jenes Schiffes, die Vortheile, die mir dieses Unternehmen eintragen muß, ruhig abwarten kann; inzwischen werde ich mich einschränken... schon lange ist ja dies mein Vorsatz.

Der Pförtner kam nach einiger Zeit mit seiner Rechnung herauf; Adhemar berichtigte sie und sagte: „Aber der Tapezier? — Er wird kommen, mein Herr, ich benachrichtigte ihn so eben; der Herr verlassen also Paris, da Sie Ihre Möbeln verkaufen? — Wahrscheinlich. — Wie aber dann, wenn Leute zu dem Herrn wollten... jene schlanke Dame, die sich öfters in der Frühe sehen ließ... einen Schleier auf ihrem Hute hatte... und vor meiner Loge hin und her ging, perrst! Kaum hatte ich oft Zeit, sie

* Aus den Augen, aus dem Sinn.

zu sehen. — Wollen Leute zu mir, so sagen Sie, ich sei auf Reisen, Sie wissen nicht wohin. — Ah, sehr gut! Und wenn Briefe an Sie kommen? — Es werden keine kommen. Zudem können Sie sie ja einstweilen aufbewahren; nach einiger Zeit will ich wieder vorbeikommen und nachfragen, ob einer da ist. — Ah! ganz gut!... Der Herr verlassen das Haus, gerade jetzt, da wir eine Lorette weiter haben. Ich bin überzeugt, daß Ihre Wohnung nicht lange unbesetzt bleiben wird. Ei, da kommt Ihr Tapezier, mein Herr."

Adhemar sagte zu dem Möbelhändler, die Umstände nöthigen ihn, Paris zu verlassen, er wünsche sein Mobiliar wieder zu verkaufen und wende sich aus dem Grunde an ihn, weil er ihm Alles geliefert habe und daher besser, als irgendwer wissen müsse, daß Alles neu, schön, gut und nach der Mode sei.

Der Tapezier machte eine Grimasse und gab zur Antwort: „Nach der Mode, mein Herr? Es sind ja bereits sechs Monate, seit ich Ihnen diese Gegenstände lieferte. — Je nun! Wird denn die Form der Möbel zu Paris alle sechs Monate eine andere? — Zuweilen noch bälder, mein Herr; und es ist wirklich erstaunlich, wie schnell die Mode seit diesem Winter gewechselt hat... Man will keine Sessel von dieser Gattung mehr... zu den Schreibtischen wird ein anderes Holz genommen... auf den Kaminen hat man jetzt bronzene Kunstarbeiten, die Bettstellen haben nicht mehr diese Form... — Ich begreife, mein Herr, ich begreife!" rief Adhemar ungeduldig. „Dies Alles war trefflich, ganz geschmackvoll, ganz zeitgemäß, als Sie es mir verkauften, allein jetzt, da Sie es von mir wieder kaufen sollen, ist es häßlich, aus der Mode und keinen Heller werth. So lassen Sie einmal sehen, was Sie mir für Alles zusammen geben wollen."

Der Gewerbsmann untersuchte den Zustand der Möbeln, der ihm doch sehr genau bekannt sein mußte; nach langer, in's Einzelne gehender Besichtigung sagte

er zu Adhemar: „Mein Herr! um Ihnen einen Gefallen zu erweisen, und weil ich schon Geschäfte mit Ihnen machte, will ich Ihnen für sämmtliche Gegenstände zweitausend Franken geben. In einem Zeitpunkt, wie der jetzige, wo die Geschäfte so schlecht gehen, ist es mir unmöglich, Ihnen mehr zu bieten. — Zweitausend Franken!... Ich verliere fast zwei Drittheile an diesem vor noch nicht sechs Monaten abgeschlossenen Kaufe. — Ei, mein Herr, im Handel darf man sich manchmal recht glücklich schätzen, nicht mehr als zwei Drittheile zu verlieren. — Ich bekenne Ihnen, mein Herr, daß ich sehr wenig vom Handel verstehe!... Gleichviel, ich nehme Ihre zweitausend Franken an. — Ich will sie Ihnen herbringen, mein Herr, und dann werde ich die Sachen fortschaffen können... Pförtner... kann ich die Möbel fortschaffen?... — Ja, ja, das hat keinen Anstand!" versetzte der Beschließer, „oh, oh! keinen Kreuzer ist der Herr schuldig..."

Adhemar, der bei dieser Frage des Gewerbsmannes roth vor Zorn geworden war, faßte ihn beim Arm, drückte ihn heftig und rief: „Für wen halten Sie mich denn, mein Herr? Ihre Frage ist eine grobe Beleidigung!"

Der Tapezier stotterte tausend Entschuldigungen; er sagte, er habe bloß die Ordnung einhalten wollen, und ging fort, um sein Geld zu holen, indeß Adhemar seinen Pförtner nach einem Gefährt aussandte.

„Zweitausend Franken!... für das, was mich vor einem halben Jahre fünftausenddreihundert kostete!" sagte Adhemar zu sich. „Je nun... im Handel geht es nicht anders! Ich will mich nun in's Marais führen lassen... dort mich nach einem bescheidenen Logis umsehen, acht bis neunhundert Franken aufwenden, um es zu möbliren; sind dann später meine Gelder ausgegeben, so werden wir sehen."

Inzwischen erschien der Tapezier wieder mit der Summe für die Mobilien. Adhemar ließ die einge-

packten Effekten hinunter in den Wagen tragen und wollte eben einsteigen, als der Pförtner ihm einen Brief mit den Worten übergab: „Der trifft Sie noch gerade recht. . . der Briefträger ist wieder fort . . . er kostet drei Sous . . . ich würde ihn aufgehoben haben, aber er ist pressant. . . und sollten Sie auch nur sechs Monate auf Reisen sein . . .“

Adhemar nahm den Brief; er erkannte die Handschrift Herrn Bourdichons. Er ging bei Seite, gespannt auf die Nachrichten, die ihm der Gatte Mathildens geben konnte, und las: „Mein lieber Marilly! Wo stecken Sie denn? Seit drei Wochen hört man keine Silbe von Ihnen. Ohne Zweifel haben Sie vollauf mit einer Landparthie oder einer glücklichen Liebe zu thun, denn Sie sind ein Mann des Vergnügens. Ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, sie ist nicht angenehm! Allein man muß sich auf gute wie schlimme gefaßt halten; zum Glück sind Sie reich, und ich lebe der Ueberzeugung, Sie werden sich dieselbe nicht allzusehr zu Herzen nehmen. Das Fahrzeug, auf welchem sich unsere Waaren befanden, ist beinahe Angesichts des Hafens zu Grunde gegangen; kaum die Passagiere konnten gerettet werden, und zum Unglück war nichts versichert. Ich bin ganz untröstlich, daß ich Sie zur Theilnahme an diesem Unternehmen aufmunterte; glücklicher Weise haben Sie bloß zwanzigtausend Franken darin stecken, während ich dreißigtausend verliere. Monsignard, der um fünfzehntausend kommt, ist in teuflischer Laune; was mich betrifft, so denke ich bereits nicht mehr daran und bin überzeugt, daß Sie recht bald meinem Beispiel folgen werden. Kommen Sie doch zu einem Bouillottespiel, wir wollen versuchen, uns am Glücke zu rächen. Apropos, meine Frau war krank und mußte acht Tage das Bett hüten; allein ihre Freundin, Madame Valmiran, machte die Krankenwärterin bei ihr und leistete ihr treue Gesellschaft. Das ist eine

bezaubernde Frau. Monsignard ist entschieden in sie verliebt; er steuert mit allen Segeln auf sein Ziel los, behauptet, der Wind wehe von guter Flanke, und macht den Großhans; lassen Sie sich doch auch wieder sehen, dann wollen wir über alle diese Geschichten lachen... Ganz der Ihrige

Bourdichon."

Der ganze Eindruck, den der erste Theil dieser Zuschrift bei Adhemar hervorgebracht hatte, wurde durch den zweiten sogleich wieder verwischt. Adhemar hatte die Nachricht vom Verluste des Fahrzeugs, das seine letzten Glückshoffnungen an Bord hatte, nicht ohne lebhaften Kummer gelesen; als er jedoch vernahm, daß Carlesia wieder zu Mathilden komme, daß Monsignard ihr den Hof mache und sich mit einem Erfolge schmeichle, war der so eben erlittene Verlust bereits wieder vergessen. Die Rückkehr in das Bourdichon'sche Haus und die persönliche Ueberzeugung von dem Wohlgelittensein des schönen Monsignards bei Carlesia war jetzt sein einziger Gedanke; dieser Eine setzte sein Blut in Wallung, seinen Kopf in Fiebergluth, und bereits drängten sich in seinem Geiste tausend Racheprojekte hin und wieder.

„Die Pakete sind alle im Wagen und es fehlt bloß noch an dem Herrn," sagte der Pförtner, sich Adhemar nähernd. Dieser rief jetzt seinem Geiste die Lage zurück, in der er sich befand. Bereits ging man im Hause hin und her und die Stimme der Jungfer Athenais erscholl auf der Treppe; sie schwatzte mit den andern Kammermädchen und erzählte ihnen, daß Madame Polatinskiskoff die ganze Nacht unwohl gewesen sei auf ihr gestriges Souper, daß man habe aufstehen und ihr Thee machen müssen, und daß der ganze Umstand recht einfältig sei.

Da Adhemar von den Loretten nicht überrascht werden wollte, stieg er schnell in den Wagen.

„Wohin soll ich fahren?" fragte der Kutscher.

Adhemar, der den noch am Wagen verweilenden Pförtner bemerkte und seine Absicht durchschaute, die Antwort, die er geben würde, zu vernehmen, rief: „An's königliche Posthaus!“

Der Wagen fuhr ab. Sobald man jedoch in einer andern Straße war, rief Adhemar seinem Kutscher zu: „Wir fahren nicht an's Posthaus. Führe Er mich in's Marais... sehe Er sich dort nach einer Junggesellenwohnung für mich um; ich werde Ihm dann ein Trinkgeld geben.“

Der Kutscher knallte mit seiner Peitsche und erwiderte: „Ganz gut! ich verstehe!... ich führe Sie in das Haus der Madame Poupoule; dort gibt es immer übrige Wohnungen.“

Adhemar ließ den Kutscher für das Weitere sorgen, lehnte sich in den Bauch des Wagens zurück, und statt seine jetzige Lage zum Gegenstand seines Nachdenkens zu machen, dachte er nur an Monsignard und Carlesia.

Sechstes Kapitel.

Soirée bei Bourdichon.

Es war acht Uhr Abends; der Tag ging zu Neige. In Herrn Bourdichons Saale waren jedoch die Lichter noch nicht angezündet und die eben von der Tafel gegangene Gesellschaft genoß jener süßen Behaglichkeit, welche in den vornehmen Häusern dem Diner zu folgen und der Abendunterhaltung vorherzugehen pflegt.

Herr Bourdichon schöpfte Luft unter einem Fenster und plauderte dabei mit dem schönen Monsignard eifrig von Börsenspekulationen, eine Unterhaltung, welche gleichwohl den schönen jungen Mann nicht so dringend in Anspruch nahm, daß er nicht Zeit zum Streicheln seiner Haarlocken gefunden hätte.

Etwas entfernter saß an einem Spieltisch Herr Carcassonne; er machte sich mit dem Legen und Abheben von Karten zu schaffen und zerbrach sich den

Kopf wegen eines Kunststücks, mit dem er die Gesellschaft unterhalten wollte.

Am andern Ende des Saales hatte sich Madame Carcassonne neben Dalbrun gesetzt; sie schien mit ihm sehr lebhaft zu sprechen und Dalbrun hörte ihr zu; zuweilen entfuhr ihm ein lautes Lachen.

Mathilde endlich, immer noch bleich und schwach, saß oder lag vielmehr auf einem Divan neben Carlesia, welche ihre Hand gefaßt hatte und sehr aufmerksam auf das zu horchen schien, was diese zu ihr sagte.

„Er liebt mich nicht mehr... o! es ist Alles zu Ende, ich sehe es wohl," sagte Mathilde nach einem kleinen Stillschweigen. „Zweiundzwanzig Tage sind es jetzt, daß ich ihn nicht sah... nichts von ihm hörte!... zweiundzwanzig Tage!... Ich hätte sterben können!... er hätte sich kein Haar darum bekümmert! — Er ist vielleicht auf dem Lande oder auf Reisen," sagte Carlesia mit dem Tone einer Person, die selbst nicht von ihrer Behauptung überzeugt ist und auch Andere nicht zu überzeugen wünscht. — „Auf dem Lande... dort würde er keine drei Wochen bleiben... auf Reisen... wozu?... um mir desto weiter aus dem Auge zu kommen, ja! Aber nein! er ist nicht auf Reisen... ich habe mich überdies darnach erkundigt... und dann sind der Dinge zu viel, die ihn in Paris zu fesseln vermögen. — Was denn?" sagte Carlesia lebhaft.

Mathilde sah ihre Freundin scharf an und versetzte: „Andere Leidenschaften! Sobald uns ein Mann nicht mehr liebt, hat es in der Regel seinen Grund darin, weil er eine Andere liebt. — Du hast Recht, und doch konnte diese Liebe... zumal bei einem unbeständigen Manne, wie Herr Adhemar... nicht ewig dauern! Und da sie einmal ein Ende nehmen mußte, so liegt wenig daran, ob etwas bälder oder später! Du solltest ihn vergessen und Dir eine Genugthuung verschaffen. — Ein Ende nehmen!...

Nach fünf Monaten! Ach großer Gott! Die Ruhe meines Lebens verlieren für ein fünfmonatliches Glück! — Oft scheint eine Liebe noch weit tiefere Wurzeln zu haben und dauert nicht einmal so lange!" sagte Carlesia, und diesmal mit dem Ausdruck der Ueberzeugung auf ihrem Gesichte. — „Ja, Du mußt das auch aus Erfahrung wissen . . . ungeachtet Du mir nichts davon gestehen wolltest; die Liebe ist eine grausame Leidenschaft, nicht wahr? . . . Und unsere Schwachheiten ziehen manchmal Folgen . . . Folgen recht trauriger Art nach sich."

Carlesia gab keine Antwort und schien in diesen, obwohl, wie es schien, mit Absicht gesprochenen Worten ihrer Freundin nichts Verfängliches zu finden.

„Zum Glück verließest Du mich nicht," fuhr Mathilde nach einer Pause fort. „Du bemitleidetest Deine Freundin, Du erriethest den Grund meiner Leiden, meiner Krankheit! Du durchschautest die Beschaffenheit jenes Uebels, das an mir zehrte und noch an mir zehrt! Ach, ohne Dich wäre ich gestorben; denn ich hätte keine Seele gehabt, mit der ich hätte von ihm reden, keine Seele, in die ich meinen Schmerz, meine Thränen hätte ausschütten können. Die Thränen scheinen weniger bitter, wenn eine Freundin um uns ist, die uns aufrichtet, die uns tröstet! Ach! nicht mehr geliebt zu sein und doch selbst noch zu lieben, sieh', das ist schrecklich."

Mathilde faßte bei diesen Worten convulsivisch die Hände Carlesia's; allein Carlesia gab ihr ein Zeichen, ihrer Bewegung Meister zu bleiben; sie erinnerte sie daran, daß sie nicht allein seien.

„Meinst Du, ein Einziger von diesen Allen bekümmere sich um mich," versetzte Mathilde mit einem leichten Achselzucken. — „Dein Gatte doch . . . — O, der noch weniger als die Andern. Du sahest selbst, wie ich acht Tage an heftigem Fieber darniederlag, ohne das Bett verlassen zu können, und brachte er

auch nur einen Abend bei mir zu?... Ich wiederhole Dir, ich habe Niemand mehr, als Dich... denn Du beklagst mich, nicht wahr?"

Diese Worte begleitete Mathilde mit einem Blicke, der Carlesia in Verlegenheit zu setzen schien; sie erwiderte: „Zweifelst Du etwa daran?" Allein der Ton, mit dem diese Frage gesprochen war, konnte wirklich Zweifel erwecken.

„Und seit drei Wochen sahst Du ihn nicht wieder?" fuhr Mathilde fort, ihre Freundin mit Blicken ansehend, die auf den Grund ihres Herzens niederzutauchen suchten. — „Wen? Herrn Adhemar? — Freilich. — Und wo sollte ich ihn denn gesehen haben? ... Glaubst Du vielleicht, er komme zu mir? — Nein, denn Du betheuertest mir ja, daß Du keine Besuche von ihm erhaltest... daß Du ihn nicht kennest, und ich glaube Dir... es wäre zu entsetzlich, mich zu hintergehen. Nein! dazu bist Du nicht fähig."

Die Art, mit welcher Mathilde dies sagte, bewies ihre vollständige Ueberzeugung hievon keineswegs. Carlesia warf einen Blick voll Zärtlichkeit und Mitleid auf sie und flüsterte: „Du hast mich immer noch im Verdacht! — O nein, nein, vergib mir; sieh', wenn Du an meiner Seite sitzest, ist mir besser, ist mein Gemüth ruhiger; ich wollte, Du verließest mich nie mehr. — Sagtest Du mir nicht, Dein Gatte habe ihm gestern Abend geschrieben? — Ja, Herr Bourdichon mußte ihm von dem traurigen Erfolge eines Unternehmens Nachricht geben, worein er zwanzigtausend Franken gesteckt hatte.... Alles ist verloren! Glücklicher Weise ist Herr Adhemar reich; ich denke, dieser Verlust werde ihm nicht sehr empfindlich fallen. — Woher weißt Du, daß er reich ist? — Ha... ich schloß es aus seiner Lebensweise, aus seinem Gleichmuth, wenn er im Spiel verliert, auch wenn es um große Summen geht. Endlich beweist auch sein abschlägiger Bescheid auf den Heirathsantrag

der Fräulein Sublimé, daß er nicht auf Geld sieht.“ Carlesia schien nachzudenken und erwiderte nichts; Mathilde fuhr fort: „Herr Bourdichon mußte ihm schreiben, daß ich sehr krank gewesen sei... je nun! Du siehst... er zeigt sich nicht! — Die Zeit der Abendunterhaltung ist ja noch nicht da... er kommt vielleicht noch... — Ach! wenn ich das hoffen könnte... — Ei, Carcassonne, hast Du Deine Karten bald zurechtgelegt?“ sagte Herr Bourdichon, vom Fenster weggehend. „Was Teufel machst Du denn da? — Ich besinne mich auf ein Kartenkunststück! Frau, erinnerst Du Dich des Kunststücks nicht mehr? — Sie haben mir ja nie eines beigebracht, mein lieber Freund; legen Sie Ihre Karten, wie Sie wollen, und langweilen Sie mich nicht mit Ihren Kunststücken... die Karten wußte ich nie zu etwas Anderem, als zum Häuserbauen zu verwenden; ich baute deren, die so hoch als dies Zimmer waren. — Dazu brauchten Sie gewiß mehr, als ein Piketspiel?“ sagte Dalbrun lachend. — „Ei! ich hatte Karten genug! Im Hause meiner Eltern wurde viel gespielt, so viel, daß man in der Küche zum Wärmen nur alte Karten nahm. — Man hat uns manches Schöne von Orestes und Pylades, von Achilles und Patroklus erzählt,“ sagte Monsignard, sich den zwei auf dem Divan sitzenden Damen nähernd, „allein ich zweifle, ob das Alterthum je eine erbaulichere Freundschaft aufzuweisen hat, als die Ihrige, meine Damen.“

Carlesia lächelte traurig; Mathilde gab zur Antwort: „Drum verstehen sich die Frauen, wenn sie lieben, auf diesen Gefühlszustand besser, als die Männer, und betrachten ihn nicht bloß als ein Mittel, sich zu zerstreuen. — Daß Ihnen in Bezug auf die Liebe der Preis vor den Männern gebührt, weiß ich recht wohl, meine Damen; hinsichtlich der Freundschaft aber war ich bisher der Meinung, der Lorbeer

komme den Männern zu. Nehmen Sie wohl in Acht, daß außer den vorhin angeführten Helden die vom Alterthum uns vorgehaltenen Ideale der Freundschaft stets Männer sind. Damon und Pythias, Nisus und Euryalus, Theseus und Pirithous, Scipio und Lälius und eine Masse Anderer, die ich Ihnen noch herzählen könnte; von der Freundschaft der Frauen ist aber nie die Rede. — Der Grund ist, weil Männer die Geschichte schrieben," sagte Dalbrun lachend. — „Oder vielmehr, weil man dachte, da die Frauen ganz für die Liebe geschaffen seien, so bleibe ihnen für andere Gefühle kein Raum mehr übrig," fuhr Monsignard fort, Madame Valmiran einen Blick zuschleudernd, in welchen er so viel Ausdruck als möglich zu legen suchte. — „Von was ist die Rede... von der Freundschaft... dem Heroismus der Freundschaft?" sagte Madame Carcassonne, sich dem Divan nähernd. „O, wenn ich Jemand recht liebe, ich ließe mich für ihn in's Feuer werfen. — Es scheint demnach, Sie haben niemals recht geliebt," sagte Dalbrun; „es zeigt sich nämlich auch nicht das geringste Brandmal an Ihnen. — Drum hat sich mir noch keine Gelegenheit dargeboten." — Die Ankunft mehrerer Personen gab dem Laufe des Gesprächs eine andere Wendung. Bald setzte sich ein Theil zu einem Whist- und Bouillottespiele nieder. Monsignard entzog sich diesmal dem Spiele, weil er lieber mit den Damen, zumal mit Carlesia, der er sich beständig zu nähern suchte, plaudern wollte. Carcassonne, vom Spieltisch vertrieben, verschanzte sich mit seinem Kartenspiel hinter ein Spiegeltischchen, wo er immer wieder das vergessene Kunststück wegzubekommen suchte.

Mathilde ergriff einen Augenblick, wo man sie nicht hören konnte, um ihrer Freundin in's Ohr zu sagen: „Entschieden, Herr Monsignard ist sehr verliebt in Dich. — Meinst Du?" versetzte Madame

Valmiran sehr gleichgültig. — „Ha! das ist merklich genug... zudem sucht er es nicht zu verbergen. — Ich kann diesem Herrn kein Hinderniß in den Weg legen, in mich verliebt zu sein, wenn ihm das Vergnügen macht; nur möchte ich ihm rathen, die Sache nicht ernsthaft zu nehmen, er hätte verlorene Zeit."

Die Stirne Mathildens umdüsterte sich, sie heftete ihre Blicke auf Carlesia und sagte: „Du bist recht kaltherzig, meine Liebe; Herr Monsignard ist doch ein sehr hübscher Cavalier . . . er hat ansehnliches Vermögen . . . würde er um Dich freien, da Du doch noch für ein beständiges Wittwenleben zu jung bist... — Gleichwohl werde ich für alle Zukunft so bleiben, wie ich jetzt bin... — O, so sagst Du jetzt... aber ein Anderer wird Dich schon auf andere Gedanken bringen."

In diesem Augenblick trat Adhemar in den Salon. Seine stets geschmackvolle Kleidung war heute noch exacter, noch gewählter, als gewöhnlich; sein Gesicht jedoch war bleich und alle seine Züge waren entstellt.

Beim Anblick Adhemars schauerte Mathilde zusammen und drückte ihrer Freundin heftig die Hand; Carlesia wechselte die Farbe und ließ rasch die Hand Mathildens fahren; Monsignard schnitt ein sehr ausdrucksvolles Gesicht; die Uebrigen begrüßten Denjenigen, der sich so lange nicht mehr hatte sehen lassen, freundschaftlich.

„Ei seht, der liebe Adhemar! — Wo Teufel kommt er her? — He, he! mein lieber Freund, wir sind in's Wasser geplumpt! Man darf es wohl sagen!" rief Bourdichon, indem er dem jungen Manne die Hand bot. „Was meinen Sie? Es ist ein Unglück! — Bereits Alles vergessen," erwiderte Adhemar. — „Bravo! das nenne ich einmal Philosophie haben," sagte Dalbrun. — „Und Vermögen haben," fuhr Bourdichon fort.

Adhemar lenkte seine Schritte dahin, wo Mathilde

saß; als er jedoch Carlesia neben ihr bemerkte, stand er verlegen still und schien unschlüssig, ob er vorwärts gehen wolle. Er entschied sich gleichwohl dazu und begrüßte die zwei Damen mit etwas gezwungenem Wesen; hierauf sagte er, den Blick immer auf Carlesia geheftet, zu Mathilde: „Ich vernahm die Kunde von Ihrer Krankheit, Madame ... hätte ich sie bälder bekommen ... ich hätte mir die Freiheit genommen, persönlich zu sehen, wie Sie sich befinden.— Nicht die Madame ... ich war krank, mein Herr," erwiderte Mathilde mit dem Tone des Unwillens.

Adhemar schlug die Augen nieder und erröthete; Carlesia erhob sich rasch und setzte sich an das andere Ende des Saales.

„Ja, mein Herr, ja, ich litt recht sehr, ich leide noch," fuhr Mathilde fort, „und Sie sind die Ursache davon, Sie wissen es wohl; statt daß Ihnen aber nun dies Leiden, das Sie mir zufügten, bei Ihrem jetzigen Wiederkommen leid wäre, blicken Sie immer nur auf sie, scheint Ihr Geist immer nur mit ihr umzugehen! Ach, ich bin recht unglücklich!"

Mathilde trocknete mit ihrem Tuche ihre thränenvollen Augen und winkte Adhemar, sich neben sie zu setzen. Dieser hatte nicht den Muth, es abzulehnen; er fürchtete, man möchte die Bewegung Mathildens bemerken, und wünschte, ihre Thränen trocknen, sie trösten zu können, und doch war es ihm zuwider, an ihrer Seite zu sitzen; er saß neben ihr wie ein Schüler, den sein Lehrer zum Lernen nöthigt. Mathilde sprach zärtlich mit ihm, aber er hörte ihr mit zerstreutem Wesen zu, ja in kurzer Zeit hörte er gar nicht mehr auf sie, wußte nicht einmal mehr, daß sie mit ihm sprach. Monsignard nämlich hatte sich so eben neben Madame Valmiran gesetzt; er sagte ihr Galanterien, welche sie gegen ihre Gewohnheit lächelnd und, wie es schien, mit Vergnügen anhörte. Dies versetzte den Dandy in solches Entzücken, daß

er immer geschwätziger wurde und sich nie geistreicher, als heute dünkte.

Bereits zum dritten Male hatte Mathilde zu Adhemar ganz leise gesagt: „Ich liebe Sie immer noch!“ als Adhemar rasch aufstand, sich vor Monsignard stellte und ihn höhnisch und sogar unverschämt ansah.

Den schönen Mann schien dieses Benehmen Adhemars zu überraschen; gleichwohl fuhr er in seinem Geplauder mit Carlesia fort, sich den Schein gebend, als achte er nicht auf die Sache, und selbst ein Lachen affektirend, wenn sie etwas erwiderte. Adhemar hielt sich nicht mehr, er wollte eben Monsignard herausfordern, als sein und Carlesia's Blick sich begegneten. Der Ausdruck, der in ihrem Blicke lag, schien ihn zu erschrecken; er schlug die Augen nieder, fing an zu zittern und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Madame Valmiran verließ jetzt schnell ihren Platz und ging aus dem Saale, nachdem sie von Mathilde, die nicht die geringste Lust zeigte, sie aufzuhalten, Abschied genommen und den Antrag Monsignards, der sie durchaus begleiten wollte, abgelehnt hatte.

Mathilde hatte Adhemar ohne Unterlaß beobachtet; ihre Augen, aus welchen das Feuer des Zornes und der Eifersucht strahlte, hatten all' ihren vorigen Glanz wieder, der Purpur färbte ihre Wangen, ihre Stirne glühte.

„Ihr Aussehen ist heute Abend bezaubernd, meine liebe Freundin,“ sagte die kleine Carcassonne zu ihr. „Sie haben Farbe, Ihre Augen glänzen. — Ja... ja, o! ich fühle mich recht wohl. — Ging Ihre gute Freundin schon fort? — Ja... sie ging fort. — Welch liebenswürdige, geistreiche, hübsche Frau! Sagen Sie einmal, Herr Monsignard, wissen Sie, daß Sie mit ihr mit einem Feuer sprachen... gewiß! Sie sind ein schrecklicher Verführer!“

Monsignard wiegte sein eitles Haupt in seiner Cravatte, beschaute sich im Spiegel und versetzte selbstgefällig: „Sollte mich diese Dame erhören...

ohnedies ist sie ja ihre eigene Herrin . . . und es däucht mich, sie könnte noch eine schlechtere Wahl treffen... — Will der Herr uns etwa damit zu verstehen geben, er mache Glück bei dieser Dame," sagte Adhemar, sich Monsignard nähernd und einen zornigen Blick auf ihn schießend. — „Ei, warum nicht? Bekümmert Sie das etwa, mein Herr? Finden Sie sich etwa dadurch unangenehm berührt?" versetzte der schöne Mann mit spaßhaft neckendem Tone. — „Es gibt so großsprecherische Menschen, welche mit Dingen prahlen, die gar nicht existiren... welche dem guten Ruf einer Frau Blößen zu geben suchen. — Ich hoffe, mein Herr, daß, was Sie da sagen, nicht auf mich gemünzt ist."

Adhemar wollte eben antworten, als Mathilde, die sich mit Mühe erhoben hatte, zwischen die beiden Herren trat und rief: „Ei, meine Herren! was soll das heißen? Ich hoffe, Sie werden nicht vergessen, daß Sie in meinem Hause sind und um meiner Freundin willen nicht in Streit gerathen . . . Wenn sie das erführe, gewiß, Sie würden sie nie mehr wieder hier sehen... Herr Adhemar, wollen Sie die Güte haben, mir Ihren Arm bis auf mein Zimmer zu geben, denn ich fühle mich matt und will mich zurückziehen."

Die beiden jungen Leute schwiegen. Mathilde nahm den Arm Adhemars und ging mit ihm aus dem Salon; er beharrte in seinem Schweigen, denn er fühlte wohl, daß er sich durch die Eifersucht hatte fortreißen lassen und sich nicht zu entschuldigen vermochte. Als jedoch Mathilde auf ihrem Zimmer war, sagte sie zu ihm: „Sie sind ein Ungeheuer, mein Herr! Ihr Benehmen gegen mich ist nichtswürdig!... Die Leidenschaft, die Sie für Madame Valmiran fühlen, läßt Sie alle Regeln der Schicklichkeit vergessen . . . diese Leidenschaft haben Sie heute nicht einmal mehr geheim zu halten gesucht... Nein, jetzt

will ich diese Frau mit keinem Blicke mehr sehen... mit unserer Freundschaft ist es aus... ich kann sie in Zukunft unmöglich mehr meine Freundin nennen... Diesen Abend zerrießen Sie die letzten Bande, die uns verknüpften... Der Herr ist rasend, daß Carlesia den Galanterien Herrn Monsignards Aufmerksamkeit schenkte... der Herr will sich zum Ritter dieser Dame, zum Paladin ihrer Tugend machen... Ihrer Tugend!... ha, ha! ich muß Sie bedauern! — Was soll das heißen... was bedeuten diese Worte, Madame?" fuhr Adhemar fort, der seine ganze Energie wiederkehren sah. — „So viel soll es heißen, mein Herr, daß Madame Valmiran sammt ihrer Heiligenmiene nicht besser, als eine Andere ist... — Warum, Madame? Sprechen Sie! Was bringt Sie auf diesen Gedanken? — O, Sie thun, als verstehen Sie mich nicht! Allein das Kind, das sie bekommen hat, das sie insgeheim erziehen läßt... — Ein Kind?" rief Adhemar, wie vom Blitz getroffen; „ein Kind... sie hat ein Kind!... O nein! das kann nicht sein... Sie sagen mir ein Mährchen! Nein, das kann nicht sein!"

Mathilde, bestürzt bei der Wirkung, die ihre so eben ausgesprochene Bemerkung auf Adhemar hervorbrachte, erwiderte zitternd: „Ja, es ist so! Und Sie wüßten nichts davon? — Sie hat ein Kind... aber wo denn? Wie erfuhren Sie es?... Ach! Madame, ich muß nothwendig den Beweis von Dem haben, was Sie mir so eben sagten. — Sie sollen ihn haben, mein Herr! — Und wann? — Morgen früh... seien Sie um neun Uhr am Eingang der Vorstadt Saint-Antoine... ich will dann dort mit einem Gefährt zu Ihnen stoßen und Ihnen zeigen, daß ich Sie nicht belog. — Morgen um neun Uhr... es genügt, Madame, ich werde dort sein, werde Sie erwarten. — Adhemar... verlassen Sie mich auf solche Weise?..."

Allein bereits war Adhemar weggegangen, ohne

weiter hören zu wollen; er durchlief heftig den Saal, wo die Gesellschaft war, nahm seinen Hut und rannte wie toll davon, ohne Bourdichon etwas zu erwidern, der ihn zu einer Partie Bouillotte aufgefordert hatte.

„Was ist denn diesen Abend an ihm?“ rief der Gemahl Mathildens. „Er benimmt sich ja ganz sonderbar.“

Dalbrun schüttelte schweigend den Kopf, Monsignard dagegen sagte lachend: „Dieser Herr ist sehr erzürnt darüber, daß sich Madame Valmiran viel mit mir unterhielt. Das macht ihm schmerzlichen Gram!... Allein ein andermal, hoffe ich, werde er etwas sparsamer mit seinen Worten sein, wo nicht, so wird man ihn lehren, was Höflichkeit ist. — Frau, Frau!“ rief Carcassonne, vor Freude aufspringend, „ich hab's, ich hab's... mein Kunststück... sieh, so macht man's. — Gut, mein Freund,“ versetzte die kleine Dame, „Du wirst es mir zeigen, wenn wir zu Hause sein werden.“

Siebentes Kapitel.

Das Kind. — Der Unbekannte.

Die Frau des Miethkutschers, dem Adhemar aufgetragen hatte, ihm eine neue Wohnung zu verschaffen, war zufällig Köchin bei einem alten Eigenthümer der Straße Perche im Marais. Poupoule, so nannte sie sich, hatte mehrmals zu ihrem Mann gesagt, er solle ihr Hausleute herzuschaffen suchen, und dieser hielt daher ganz stolz mit dem Wagen, in welchem der eine Wohnung suchende Herr saß.

Adhemar, dessen Geist immer mit ganz andern Dingen umging, als mit dem Suchen einer Wohnung, hatte sogleich zwei kleine, sehr häßliche Zimmer angenommen, deren Tapeten an mehreren Stellen mit Nägeln verschlagen waren. Hierauf hatte er einen Tapezier des Viertels holen lassen, blieb aber dies=

mal in seinen Ansprüchen sehr bescheiden: für nicht weiter, als dreihundert Franken hatte er auf der Stelle ein Gelegenheitsmobiliar. Freilich stand es dem in der Straße Navarin weit zurück, doch hatte er im Grunde fast Alles, was ein unverheiratheter Mann, der keine Soiréen zu geben im Sinne hat, braucht.

Als Adhemar von Bourdichon fort war, stürzte er wie ein Wahnwitziger in seine neue Wohnung. Er gab Poupoule, die sich mit dem Pförtner unterhielt und ihm Licht anbot, keine Antwort; er fand sich in einer Wohnung, wo er nicht wußte, wo oder wie seine Möbel standen, wo ihm Alles noch fremd war. Als er sein Bett suchte, stieß er Tisch und Sessel um; endlich warf er sich ganz angekleidet auf seine Pritsche und sagte zu sich: „Mein Gott! könnte ich doch schlafen! Ach! wie sehr wünschte ich doch, es wäre Morgen. Carlesia hätte ein Kind!... ach! ich kann es nicht glauben!... Mathilde ist entweder im Irrthum, oder wollte sie sich an mir rächen dadurch, daß sie mich in diesen Zustand der Verzweiflung stürzt!... Carlesia sollte mir die Treue gebrochen haben... Doch was sage ich? hatte sie nicht das Recht dazu . . . habe ich sie nicht selbst ihrer Eide entbunden, kann ich ihr irgend einen Vorwurf machen! Und doch kann ich nicht glauben, daß Mathilde wahr gesprochen.“

Die Nacht scheint dem Leidenden und Erwartungsvollen, Demjenigen, der mit dem nächsten Tage die Ruhe des Herzens wieder zu erhalten hofft, eine Ewigkeit zu dauern.

Auch war das Gelegenheitsbett im Vergleich mit dem weichen Lager seiner letzten Wohnung hart genug; dessen ungeachtet würde Adhemar wie ein Prinz darauf geschlafen haben, hätte er nur den Pfeil, der sein Herz so grausam zerfleischte, herausziehen können.

Mit Tagesanbruch stand Adhemar auf; er versuchte sich die Zeit damit zu verkürzen, daß er sich

an's Fenster setzte und seine neue Nachbarschaft betrachtete, allein seine Fenster gingen auf einen finstern, traurigen Hof hinaus. Einige Reseda- und Nelkentöpfe waren die einzigen Zierden, die man hier anzubringen sich erlaubte. Welcher Unterschied zwischen hier und der schönen Aussicht der Straße Navarin! Allein den neuen Bewohner schlug dies nicht nieder; er sah gleichsam, ohne zu sehen, oder war vielmehr mit seinen Gedanken wo anders, und das, was er sah, machte keinen Eindruck auf ihn.

Plötzlich erglänzte sein Gesicht von einem Schimmer von Zufriedenheit; es kam ihm nämlich der Gedanke, daß die Straße Perche nicht sehr ferne vom Bastilleplatze sei, und er wünschte sich beinahe Glück, im Marais zu wohnen.

Um acht Uhr Morgens ging er aus, machte einen Spaziergang auf dem Boulevard und begab sich endlich an den Ort, wo Mathilde ihn treffen wollte. Es schlug neun Uhr und Mathilde war immer noch nicht da. Zehn Minuten verflossen, sie däuchten Adhemar zehn Jahrhunderte; bereits sagte er bei sich: „Sie wird nicht kommen, weil sie mir den Beweis zu dem, was sie gestern behauptete, nicht wird geben können."

Schon fing die Hoffnung in seine Seele wiederzukehren an, da hielt eine von den Boulevards kommende Kalesche am Eingang der Vorstadt. Eine Frau beugte den Kopf zum Kutschenschlage vor: es war Mathilde; sie bemerkte Adhemar. Ein Augenblick und er saß neben ihr und der Kutscher fuhr weiter.

Mathilde war noch niedergeschlagener, als am vorigen Tage; allein eine Nervenaufregung gab ihren Augen augenblicklichen Glanz und schien so die verlorenen Kräfte bei ihr zu ersetzen. Als sie Adhemar erblickte, verlieh eine leichte Röthe ihren Augen einige Farbe; allein diese verschwand in Bälde wieder, um einer Todesbläße Platz zu machen.

Adhemar saß neben Mathilde, ohne ein Wort zu

sprechen. Der Wagen rollte eine Weile fort, ohne daß der eine Theil sein Stillschweigen gebrochen hätte; endlich entschloß sich Mathilde hiezu: „Sie wünschen ohne Zweifel zu erfahren, mein Herr," sagte sie, „wohin ich Sie führe und wie ich zur Entdeckung jenes Geheimnisses, das ich Ihnen gestern mittheilte, gelangt bin. Ich will es Ihnen sagen, denn für Sie, mein Herr, habe ich kein Geheimniß; Sie werden sehen, daß der Zufall Alles gethan hat. — Ich höre, Madame. — Als ich das letzte Mal, wo Sie mich so übel aufnahmen, Sie besucht hatte, ging ich... Sie erinnern sich vielleicht noch dessen . . . recht im Trotze fort; ich hoffte indessen doch im Stillen, Sie würden mich zurückrufen. Ich blieb daher einige Minuten auf Ihrer Treppe; allein ich hoffte vergebens; o, es war Ihnen allzulieb, daß Sie mich vom Halse hatten!"

Mathilde hielt hier sehr bewegt inne, allein Adhemar sprach keine Silbe und sah fortwährend auf den Boden. Die junge Frau fuhr etwas gefaßter fort: „Ich vergesse immer, daß es sich nicht um mich handelt, daß ich Sie nicht von mir zu unterhalten habe; Verzeihung, mein Herr, es soll nicht mehr geschehen. Als ich von Ihnen weggegangen war, nahm ich einen Wagen und ließ mich zu Madame Valmiran führen... Ich wollte sie zu Rede stellen ... ich wollte sie noch einmal inständig bitten, mir zu sagen, ob Sie ihr Geliebter wären oder gewesen wären. Eben als ich bei Carlesia anfahren wollte, sehe ich sie von Ferne in einen Wagen steigen. Jetzt kam mir der Gedanke, das Ziel ihres Ausgangs könnte ein Besuch bei Ihnen sein, oder könnte sie sich wenigstens an einen dritten Ort begeben, den Sie ihr zur Zusammenkunft bezeichnet hätten. Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, was mir Alles in den Kopf kam, kurz, ich sagte zu meinem Kutscher: folge Er von Ferne jenem Wagen, wir wollen ihm

nachfahren. Madame Valmiran ließ sich nach Saint-Maur führen und stieg vor einem hübschen Häuschen aus, in welches sie eintrat. Mein Kutscher war so gescheit, ferne genug zu halten, daß es nicht auffallen konnte. Ich stieg auch aus und hielt mich auf Nebenwegen, ohne das Häuschen aus dem Auge zu verlieren; bald darauf sah ich Carlesia, einen kleinen Knaben an der Hand, der zwei Jahre oder etwas drüber zählen mochte, herauskommen."

„Sie sahen sie mit diesem Kinde?" rief Adhemar, Mathilden scharf anblickend. — „Allerdings, mein Herr, ich sah sie. Ach! der Blick, mit dem Sie mich jetzt ansehen, muß Ihnen wohl die Augen öffnen: nicht wahr, Sie finden mich recht verändert; meinen Sie, Sie haben mir genug Kummer gemacht? — Bitte, Madame, erzählen Sie doch vollends. — Ach! Sie haben Recht, ich machte mich wieder zum Gegenstand meiner Rede, als ob Sie dies interessirte! Ich sah also Madame Valmiran mit dem erwähnten Kinde; sie ging ziemlich lange am Ufer der Marne mit ihm spazieren. Ich konnte ihr nur aus großer Entfernung folgen, weil ich nicht gesehen sein wollte; daher verstand ich nicht, was sie zu dem Kinde sagte, sah aber, daß sie es alle Augenblicke herzte und umarmte. Ja, sie schien große Liebe zu ihm zu haben. Endlich führte sie es wieder in das Häuschen zurück, stieg nach einer Weile wieder ein und fuhr davon. Diesmal folgte ich ihr nicht; nachdem ich mich vielmehr vergewissert hatte, daß sie fort war, ging ich ebenfalls in jenes Haus unter dem ersten besten Vorwand. Da fand ich eine Bäuerin, die sehr gerne plauderte. Nachdem ich mir den Schein gegeben hatte, als ob ich eine hier auf dem Lande wohnhafte Magd suche, herzte ich den kleinen Knaben und sagte zu der Bäuerin: es däucht mich, ich sei so eben diesem kleinen Knaben mit einer Dame begegnet? — Das ist seine Mama," versetzte die schnellzüngige Bäuerin. „Sie

kommt beinahe täglich zu ihrem kleinen Karl; o! sie liebt ihn recht sehr, sie bringt ihm allemal Bonbons und Spielsachen mit. — Dies Kind nennt sich Karl?... Und die Bäuerin sagte Ihnen, Madame Valmiran sei seine Mutter?“ murmelte Adhemar finster. — „Ja, mein Herr, ich wiederhole Wort für Wort, was man mir meldete. Indem ich die Mutter Mignot, so nennt sich die Bäuerin, zum Plaudern brachte, wußte ich bald, daß sie das Kind erst seit der Rückkehr Carlesia's bei sich hatte; endlich sagte sie mir auch, daß die Mutter des kleinen Karl beinahe täglich, aber immer allein komme; dies ist's im Allgemeinen, wonach ich mich erkundigte. Ich wußte daran genug und ging fort. Seither ging ich aus Neugierde öfters, fast immer zur nämlichen Zeit, an den nämlichen Ort und sah allemal Carlesia mit ihrem Sohne auf der Flur spazieren gehen. Aus diesem Grunde führe ich Sie nach Saint-Maur. Ich denke, mein Herr, Sie werden dort auch sehen, was ich sah, und sich so mit eigenen Augen überzeugen, daß ich Sie nicht belogen habe, als ich Ihnen sagte, Madame Valmiran habe ein Kind und zwar ein Kind, das nicht vom seligen Herrn Valmiran kommen kann.“

Mathilde schwieg. Adhemar richtete keine Frage mehr an sie; er schien ganz vertieft in das, was er so eben vernommen hatte. Nach einer Weile brach wieder Mathilde das Stillschweigen, indem sie rief: „Und jetzt, mein Herr, können Sie mir Ihre Leidenschaft für Madame Valmiran nicht mehr wegläugnen; denn hätten Sie keine Liebe zu ihr, wäre sie Ihnen gleichgültig, was läge Ihnen denn an diesem Kinde? Wie hätte die Entdeckung dieses Geheimnisses bei Ihnen eine so heftige Bewegung zur Folge haben können? Und dann war gestern Ihr Aerger, Ihre Eifersucht, als Herr Monsignard sich mit Carlesia unterhielt, merklich genug. Sie konnten sich ja nicht mehr halten... Sie verließen mich unartig, um in die Nähe derselben zu kommen... Sie waren nahe daran, diesen Herrn herauszufordern, was

in einem fremden Hause schon ein sehr übles Benehmen ist, was aber in dem meinigen von Ihrer Seite ein Akt der Grausamkeit war, denn Sie mußten ja wohl wissen, daß ich auf der Folter stand, daß ich Todesqual litt... Was kümmert das aber Sie? Sie sehen nur den Gegenstand Ihrer jüngsten Liebe vor sich! Andere gelten Ihnen jetzt nichts mehr. Auch ich... ich... die Ihretwegen an der Freundin die Verrätherin mache... denn ich weiß wohl, was ich heute thue, ist recht schlecht!... Allein nachdem sie nicht einmal so viel Vertrauen zu mir hatte, mir ihre Geheimnisse mitzutheilen, nachdem sie mir ihr Herz entfremdet hat... warum soll ich sie nach alle dem noch schonen? O, ich verabscheue sie jetzt... denn Sie lieben sie... Sie läugnen es nicht mehr... Sie lieben sie, nicht wahr?"

Mathilde drückte Adhemars Arm, um ihn zu einer Antwort zu bewegen, allein mit einem Male öffnete dieser die Wagenthüre, beugte sich hinaus und rief: „Wir sind in Saint-Maur, Madame. — Gut, mein Herr, der Kutscher weiß, wo er halten muß; allein ich hoffe, mein Herr, daß Sie mich nicht compromittiren... nicht mit Madame Valmiran sprechen... daß Sie einiges Mitleid mit mir haben werden. — Seien Sie ruhig, Madame, ich habe mit... mit dieser Frau weder zu sprechen im Sinne... noch sie überhaupt merken zu lassen, daß ich den Belaurer ihrer Handlungen mache."

Der Wagen hielt in einer Art von Seitengäßchen, wo er die Weisung bekam, auf seine Passagiere zu warten. Mathilde stieg aus, Adhemars Arm nehmend, obwohl derselbe ihr nicht angeboten worden war. Sie lehnte sich stark auf ihn und zog ihn an sich; die Schwäche ihrer Gesundheit diente so zur Entschuldigung der Schwäche ihres Herzens.

Nachdem sie einige Zeit auf Querwegen gelaufen waren, zeigte Mathilde ihrem Begleiter in der Entfernung ein Häuschen, vor welchem ein Miethwagen hielt und sagte zu ihm: „Hier! Carlesia ist bereits

angelangt! Wir können dies aus dem dort wartenden Gefährt schließen. Sie wird ohne Zweifel, wie sie zu thun pflegt, mit dem Kinde am Ufer der Marne spazieren gegangen sein... Kommen Sie... steigen Sie diesen Fußpfad herunter... wir werden sie bald sehen... aber lassen Sie uns bei unserem Gange Vorsicht anwenden, lassen Sie uns weit vor uns blicken."

Adhemar ließ sich geleiten. Mathilde ließ ihn einen sehr hübschen Feldweg hinabgehen, der an's Ufer des Flusses führte. Dort hinderten oftmals Gesträuch und Weidenbüsche den Ausblick nach vorwärts. Von Zeit zu Zeit stand Mathilde still, spähte, horchte, ließ jedoch den Arm ihres Begleiters nicht fahren. Adhemar ließ seine Augen unruhig nach allen Seiten schweifen, sprach aber keine Silbe.

Plötzlich hielt Mathilde im Laufe inne, drängte Adhemar einige Schritte rückwärts und sagte ganz leise zu ihm: „Sie ist da... sie sitzt unter einem Weidenbusche... Glücklicher Weise bemerkte ich sie noch gerade recht... einige Schritte mehr und sie hätte uns gesehen... Halt! wenn wir uns hieher machen, werden wir ganz nahe bei ihr sein und sie uns doch nicht sehen können."

Adhemar befiel ein Zittern: er war so eben eine Frau gewahr geworden, die auf dem Rasen saß; es wollte ihm die Kraft zum Vorwärtsgehen gebrechen. Allein Mathilde faßte ihn bei der Hand, führte ihn, und bald konnte er durch die Blätter eines Busches hindurch Carlesia und den kleinen Knaben, den sie auf dem Schooße hatte, mit aller Bequemlichkeit beobachten.

Eine Todesbläffe überzog Adhemars Gesicht, als er Madame Valmiran erkannt hatte. Mathilde bemerkte es und gerieth darob in Bestürzung; sie drückte ihm heftig die Hand und sagte ganz leise zu ihm: „Wohlan! Muth, mein Herr, Muth!... Gebrach er doch mir nicht ... und Sie leiden gewiß nicht so sehr, wie ich."

Carlesia hatte den kleinen Knaben auf ihrem Schooß. Von Zeit zu Zeit umarmte sie ihn, spielte mit ihrer

Hand in seinen Haaren und schien ihn mit Rührung zu betrachten. Bald machte sich die kindliche Stimme des kleinen Karl vernehmlich und diejenigen, die sich hinter dem Busche versteckt hatten, verloren kein Wort von seinem Selbstgespräch: „Meine liebe gute Mama, hätte ich nur auch eine Kutsche mit einem Rappen, dann thäte ich meinen Hanswurst im Garten spazieren fahren. — Ich werde Dir einen bringen, mein Lieber; Du weißt wohl, daß ich Dir Alles gebe, was Du von mir willst. — Ja, Du bist recht gut. — Und hast Du mich auch recht lieb? — O ja! — Und die Mutter gibt Dir keine Schläge, nicht wahr? — O nein, sie spielt mit mir und Peterchen auch, er ist recht artig, Peterchen."

Carlesia umarmte das Kind zärtlich, indem sie wieder flüsterte: „Armer Kleiner." Sie überließ sich dann ziemlich lange Empfindungen und Gedanken, die nicht heiterer Natur sein konnten, aus den Thränen zu schließen, die langsam ihren Augen entfloßen und die sie nicht einmal zu trocknen gedachte. Sie erhob sich endlich vom Rasen, nahm den Kleinen bei der Hand und sagte zu ihm: „Komm, Karl, wir müssen zu Madame Mignot zurückkehren."

Carlesia ging mit dem Kinde auf dem Fußweg wieder nach dem Häuschen zurück; in kurzer Zeit hatte man sie aus dem Auge verloren. Die zwei Personen jedoch, die sie beobachtet hatten, blieben auf ihrem Standorte zurück: Adhemar, niedergeschlagen durch das Schauspiel, das sich ihm so eben dargeboten, schien keinen Schritt mehr thun zu können; Mathilde sah ihn aufmerksam an und suchte zu ergründen, was in seiner Seele vorging.

„Wie nun, mein Herr, habe ich Sie hintergangen, habe ich Madame Valmiran verleumdet," sagte Mathilde; „habe ich Ihnen den Beweis zu meiner Behauptung gegeben? — Sie haben es, Sie haben mich nicht hintergangen, flüsterte Adhemar; „es bleibt mir kein Zweifel mehr übrig! — Madame Valmiran ist ohne

Zweifel nach Paris zurück; soll ich Sie zu der Bäuerin führen, um sie auszuforschen über dies ihrer Pflege befohlene Kind. — Nein, das ist überflüssig; ich weiß genug, wir können nach Paris zurück. — So geben Sie mir Ihren Arm, denn ich fühle mich noch nicht kräftig genug, es wird viel sein, wenn ich unsern Wagen wieder erreichen kann. Mein Gott, Sie zittern auch, was haben Sie denn? — Nichts, Madame, es wird vorübergehen. — Der Anblick, der sich Ihnen vorhin darbot, war recht peinvoll für Sie! Hätte ich das gewußt... jedoch, Sie haben sich ja auch nicht gescheut, mir manche Pein zu bereiten. Sie fühlen also einen hohen Grad von Liebe zu dieser Frau? Was that sie Ihnen denn aber, daß ihre Treulosigkeit Sie in diesen Zustand der Verzweiflung stürzt! Sind Sie vielleicht deßhalb so verliebt in Sie, weil Sie von ihr nicht geliebt werden? Adhemar, antworten Sie mir! — Ich kann Ihnen nichts sagen, Madame; Ihnen abzuläugnen, daß zwischen Madame Valmiran und mir Beziehungen stattfanden, wäre jetzt allzu abgeschmackt; allein von der Natur dieser unserer Verbindung kann ich Sie nicht näher unterrichten. Ich bin sehr im Unrecht gegen Sie, Madame, ich weiß es, es macht mir Kummer; allein sobald ich Ihre Freundin in Ihrem Hause wiedersah, wurde ich meiner Bewegung nicht Meister, und Ihre Eifersucht that das Uebrige. — Dies Unrecht... Adhemar, es kommt nur auf Sie an, daß ich es vergesse."

Adhemar erwiderte nichts; dagegen führte er seine Begleiterin an den Ort zurück, wo der Wagen auf sie wartete. Er half Mathilden einsteigen und setzte sich neben sie. Der Kutscher stieg wieder auf den Bock und fuhr ab. In diesem Augenblick bemerkte Adhemar bei einem Blick aus dem Kutschenschlag etwa fünfzig Schritte vom Wagen einen unter einer Gruppe von Bäumen stehenden Mann, dessen Kleidung fast an einen Bettler erinnerte und der seine Augen stier auf den Wagen und seine Passagiere geheftet hatte.

„Das ist er," rief Adhemar, „das ist wieder dieser Mensch... ja... o! ich kenne ihn... der Blick dieses Elenden scheint mich immer verhöhnen, beleidigen zu wollen. — Was für ein Mensch? Von wem sprechen Sie denn?" fragte Mathilde unruhig. — „Je, mein Gott! ich weiß selbst nicht... es ist ein Unbekannter, eine mir ohne Unterlaß auf allen Schritten folgende Kreatur. Ja! aber heute will ich ihn fassen, heute muß er mir Rede stehen... ich werde ihn diesmal wohl zu einer Erklärung zwingen... Kutscher, Kutscher, halt, halt! — Wie?... Was wollen Sie beginnen? Sie wollen mich jetzt verlassen! — Nein, ich stoße wieder zu Ihnen... immer zugefahren... allein ich muß durchaus einmal Licht über diesen Menschen bekommen; schon lange dauert dies Auflauern, ich will ihm ein Ende machen."

Der Kutscher hielt. Mathilde suchte Adhemar vergeblich zurückzuhalten; er hörte nicht auf sie. Er öffnete die Wagenthüre, stieg aus und fing an, der Richtung, wo er seinen Unbekannten gesehen hatte, zuzulaufen. Allein er ließ umsonst sein Auge in die Ferne schweifen, er bemerkte ihn nicht mehr; er lief fort und fort, und als ihm ein junges grasendes Mädchen begegnete, fragte er dasselbe, ob es nicht einen so und so aussehenden Mann gesehen habe.

„Ja, mein Herr," versetzte das junge Mädchen, „ich sah ihn, er ging nach der Richtung von Vincennes zu; er machte sich in den Wald da... o! er lief, was er konnte. — Sei's," sagte Adhemar zu sich, auf den Theil des Waldes zugehend, der ihm gewiesen worden war. „Sollte ich auch den ganzen Tag den Wald durchstreifen müssen, ich muß doch diesen Menschen finden. Eine ahnungsvolle Stimme sagt mir, daß dieser Mensch, sei es aus was für einem Grunde, in Allem steckt, was mir seit einiger Zeit begegnet."